Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 19 — Marburg i. H., den 7. Mai — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Leidtragen — Saul, der Pharisäer. 2. Gott und Welt — Maurice Maeterlinck. Sechstes Stück — Was heißt „Wesen des Christentums"? 1. Aus der litterarischen Diskussion über Harnacks Wesen des Christentums — Hugo Wolf als religiöser Lyriker — Verschiedenes: Ein Weg zum Fortschritt der Theologie; Philipp Melanchthon (Ellinger); Daniel Ernst Jablonski (Dalton); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Sie heben mir auf, daß ich ein Einiger allein mich herfürthue, Jedermann zu lehren. Da antwort ich auf, daß ich mich selbst noch nie dargethan habe, sondern allzeit zu Winkel krochen bin, sie haben mich aber mit List und Gewalt herfürgezogen, Preis und Ehre an mir zu erlangen . . .

Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sei. Ich sag aber, daß ihnen so viel mehr zu fürchten ist, ich sei einer, so viel mehr sie mich verachten und sich selbst achten. Gott ist wunderlich in seinen Werken und Gerichten, der nit achtet hohe Menge, große Kunst oder Gewalt. Bin ich nit ein Prophet, so bin ich jedoch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nit bei ihnen ist. Dasselb mir auch den Mut giebt, mich so wenig zu fürchten vor ihnen, als soviel sie mich verachten und verfolgen. Es waren gar viel Esel in der Welt zu Bileams Zeiten, doch redete Gott durch keinen denn allein durch desselben Bileams Esel.

Grund und Ursach aller Artikel, so durch Römische Bulle unrechtlich verdammt sein. 1520

Leidtragen

Matth. 5, 4

Das Christentum ist nicht dazu da, für jedes kleine Leid einen kleinen Trost bereit zu haben, wie der Apotheker für jeden kleinen Schmerz ein kleines Heilmittel hat. Wie Jesus sein ganzes Handeln unter den Gesichtspunkt des angebrochenen Gottesreichs stellte und aus der Fülle dieser neuen Wirklichkeit heraus lebte und redete, so wird auch sein Wort vom Leidtragen nur recht verstanden, wenn es in Beziehung zum Gottesreich aufgefaßt wird. Sonst flatterts in der Luft wie ein Fähnlein, jedem Wind ausgesetzt und anheimgegeben, ist unzuverlässig — ja, eine Lüge. Diese Lüge hat uns die süßliche, weibische Art gebracht, die aus dem Leide sich zu retten sucht mit frommen Stimmungen, seelischen Extravaganzen; und hat uns den Haß gegen das Evangelium eingetragen bei denen, die im Leid nicht getröstet worden sind.

Jesus hat Leid getragen — nicht, weil ihm teure Angehörige entrissen wurden, auch am Grabe des Lazarus galten seine Tränen nicht dem Verstorbenen; nicht um sich selbst hat er gelitten, weil er so jung noch aus dem Leben scheiden mußte. Um die Menschen hat er Leid getragen, weil sie so blind waren, nicht zu sehen, wozu sie der Vater geschaffen und bestimmt hatte, weil sie sich wegwarfen an den Weltfürsten, der ihnen ihre Krone raubte. Er hat sich hindurchgeliebt durch Sünde und Todwesen und ist an den Kern des Menschen gelangt. Da lag die Perle vor den Säuen, das Heiligtum vor den Hunden. Geister, von Gott geschaffen, lagen an den Ketten des Mammons, der Liebedienerei oder — und das sind die festesten Ketten — der Religion. Da hub sein Leiden an — und zugleich sein Glauben und Getröstetwerden. Im Namen seines Vaters legte er Hand an die Ketten und zerbrach sie, oft leise, kaum merklich, oft aber auch mit prophetischem Donner, sodaß die Machthaber in Jerusalem anfingen, vor ihm zu zittern. Sein Zerbrechen brachte ihm neues Leiden — den Todesweg. Aber er ging ihn, weil er das Zerbrechen von Ketten in alle Ewigkeit nicht lassen wollte. Er glaubte an die Bestimmung des Menschen zu göttlicher Freiheit, glaubte an die Macht des Vaters, diese Freiheit heraufzuführen, glaubte an die Zerbrechlichkeit alles dessen, was Kette heißt, glaubte, daß sein Leiden und Sterben der Befreiung Anderer zu Gute kommen werde, — darum nahm er das Leiden auf sich und war in seinem Leiden getröstet.

Nach ihm hat sich Paulus seiner Leiden geradezu gefreut. Auch er war sich bewußt, für die Gemeinde in Trübsal zu kommen. Das Menschenleid empfinden nur die Größten und Stärksten in seiner ganzen Tiefe. Wenn Schwache in diese Tiefen geführt würden, sie würden trostlos darin zu Grunde gehen. Jene Starken aber, die an „der Welt Sünde" tragen, kennen kein Verzweifeln. Mit mutigem, gläubigem Blick dringen sie durch die jämmerliche Erscheinung, das zeitliche Elend, in die ewige, wahre Menschennatur, die göttlich ist. Sie stellen ihre Schulter unter die Last der Menschheit, tragen und schieben sie vorwärts. Einmal muß ja die Unnatur schwinden und die gottgewollte Menschennatur sich offenbaren! Sie leiden schmerzvoller, qualvoller als die, deren Lamentieren die Luft erfüllt, aber sie gehen im Weltschmerz nicht unter. Ihr Leid trägt den Trost in sich, die Hoffnung, das Ziel: die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

Wegener

Saul, der Pharisäer

Vgl. Nr. 16—18

2. Gott und Welt

Stärker als die Bilder, welche die Heimat mit gütigen Händen dem Manne schenkt, stärker als der stille Einfluß, den das Spielen und Schauen auf den Straßen, das Leben und Treiben mit den Andern auf das Kind übt, wirkt die Schule mit ihren festgefügten Ueberlieferungen durch die eindringliche Gewalt, mit der sie sich des jungen Gedächtnisses bemächtigt.

Was der Knabe Saul in der Schule der Pharisäer lernte, das hat auch des Christen Paulus Denken und Empfinden in den entscheidenden Stunden bestimmt, obgleich es ihm schien, als sei er „eine neue Kreatur“ geworden. So gewiß er das war, so gewiß war es keine Neuschöpfung, was er erlebt hatte, sondern nur eine Umschaffung seines innersten Lebens. Saul gilt es darum vor allem ins Auge zu fassen, wenn man Paulus verstehen will. Nicht den äußeren Rahmen seines Lebens will ich zeichnen — das wäre doch nur ein allgemeines kulturhistorisches Bild aus dem Leben eines Judenviertels in einer hellenistischen Stadt —, wohl aber werde ich den inneren, geistigen und religiösen Besitz des Pharisäers, soweit er uns durchsichtig ist, darzustellen versuchen. Das kann man noch heute recht gut, einmal weil wir den schon gezeichneten Rückschluß aus dem späteren Leben machen können, dann aber auch weil es möglich ist, das so Erschlossene an der gleichzeitigen jüdischen Litteratur aus pharisäischer und nichtpharisäischer Feder zu prüfen. Dabei zeigt sich denn, daß ein großes Stück dessen, was man herkömmlicher Weise „Paulinismus“ nennt, dem Paulus nicht anders gehört hat wie viel anderer von den Vätern ererbter Hausrat. Es ist jüdische Theologie der Zeit.

Das beste und wertvollste Erbstück, das Jesus und Paulus von ihren Vätern überkommen haben, war ihr Gottesglaube. Obwohl Gott sich ihnen beiden in ihrem Leben neu offenbart hat und sie gerade in diesem Herzpunkte der Frömmigkeit das entscheidende Neue für sich und die Menschheit erlebten, so konnten sie das nur, weil ihnen ihr Volk in seinem Gottesglauben die Möglichkeit zu diesem Erlebnis geschenkt hatte. Es ist ein Gott, an den ihr Volk glaubt und zu dem es seine Opfer und Gebete emporschickt, ein Gott, wie viele sogenannten Götter es auch geben mag 1. Kor. 8, 6; denn diese sind nicht Götter, sondern Engel oder Dämonen. Ein Wille ist es, der mächtig über der Welt waltet, nicht ein Inbegriff aller blinden Naturmächte, nicht die eine Gottheit der antiken Philosophie, sondern eine mächtige, heilige Person. Er ist freilich der Schöpfer des Himmels und der Erde 1. Kor. 8, 6. 10, 26; aber in dieser seiner Schöpfung geht er nicht auf. Er waltet über ihr mit starker Hand und ausgestrecktem Arm. Er hat eine Geschichte mit der Menschheit auf Erden. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott seines Volkes; ein lebendiger Gott, Geist und Wille, nicht Holz und Stein wie die Volksgötter der Heiden 2. Kor. 3, 3. 6, 16, Röm. 9, 26. Auch hat er sich seinem Volke und durch es allen Völkern kund gethan in den Propheten; man braucht ihn nicht durch „unnütze“ Streitigkeit der Rhetoren und Philosophen, die Weisheit dieser Welt, zu suchen. Und man weiß, daß er nicht blind wirkt wie die Naturmächte, noch auch launisch wie die Götter und Göttinnen Griechenlands, die verzogenen Kinder des Geschicks: er ist ein Gott, der in einem gewaltigen Gericht zeigen wird, daß ihm Nichts höher steht als die Gerechtigkeit Röm. 3, 25.

Wenn die Heidenwelt so eifrig nach dem Christentum gegriffen, wenn sie das Alte Testament ganz und gar in den Kauf genommen hat, wie schwere Anstöße ästhetischer und ethischer Natur es bot, so hat dieser aus dem Judentum ererbte und im Alten Testament wurzelnde Gottesglaube einen ganz wesentlichen Anteil daran. Denn er bot, wonach die edelsten Männer in der sterbenden Antike suchen gingen: die Gewißheit von einem weltmächtigen, heiligen und gerechten Willen und von einem Ziel der Welt. Freilich auch diesen Schatz hatte Paulus in thönernen Gefäßen. Die Art, wie man das Volk Israel mit diesem Gott in Verbindung brachte, war auf die Dauer unerträglich und ward mehr und mehr — heute unter dem Stichwort „Religionswissenschaft“ — in der Heidenwelt abgestoßen; und die Vorstellungen, in denen man die Persönlichkeit der Gottheit dachte, sind auch längst von der Entwickelung des Denkens dahinten gelassen. Ich will nicht zu erörtern versuchen, wie weit das Reden vom Sitzen Gottes, von seinem Auge und seiner rechten Hand und Anderes der Art wörtlich zu nehmen ist oder nicht. Das Eine, daß Paulus in allem Ernste nicht die Frau, sondern nur den Mann als das Ebenbild Gottes denkt und dem Manne darum eine überlegene Stellung gegenüber der Frau einräumt 1. Kor. 11, 7, genüge, um zu zeigen, wie menschlich die Vorstellungen von Gott damals noch gewesen sind, und wie selbst ein Paulus in den Vorstellungen seiner Zeit lebte.

Das Gleiche beobachten wir, wenn wir das Weltbild ins Auge fassen, das all seinen Anschauungen zu Grunde liegt. Dreistöckig baut sich ihm wie seinem Volk die Welt auf: unten in der Tiefe das Totenreich Röm. 14, 9, drüber die irdische Welt und über ihr wieder der Himmel mit seinen Bewohnern Phil. 2, 10. Der Himmel ist ein Raum, ein Gewölbe, aus dem heraus der Christus kommt Gal. 4, 4, in dem Gott wohnt, umgeben von Engeln und Geistern Röm. 1, 18. 1. Kor. 8, 5. 1. Thess. 1, 10. 4, 16. 1. Kor. 15, 47. Gal. 1, 8. Es giebt mehrere Himmelsgewölbe über einander, mit vielen Räumen, in denen sogar die verklärten Leiber der Christen bereits aufbewahrt werden 2. Kor. 5, 1. Paulus selbst ist schon einmal im dritten Himmel und im Paradies gewesen 2. Kor. 12, 2 f., das man sich nach dieser Stelle wie nach gleichzeitigen Angaben als in einem der Himmel liegend vorzustellen hat. Diese Himmelswelt ist die ewige Welt; alles was ihr angehört, ist ewig 2. Kor. 5, 1; und darum ist sie die Sehnsucht aller derer, die sich dem Knechtsdienst der Vergänglichkeit hier auf Erden verfallen fühlen Röm. 8, 21.

Die Erde ist ein kleiner Raum. Des Paulus ruhelose Missionsarbeit ist getragen von dem einen glühenden Wunsch, der ganzen Welt das Evangelium zu verkündigen. Das hielt Paulus durchaus in seinem Leben für möglich Röm. 10, 18. 15, 23. Denn sein Blick geht nicht über das Römische Reich hinaus, mit diesem endet ihm die „bewohnte Erde“. Die Säulen des Herkules und Indien umschließen das, was auf Erden die Kniee beugen soll vor dem Herrn.

Nicht anders ist es mit den Anschauungen des Paulus von der Natur. Gott hat die Welt geschaffen, als er sagte: aus der Finsternis soll Licht leuchten 2. Kor. 4, 6; die Schöpfung wird Paulus häufig wie hier ein Bild für die Umwandlung des Menschen durch den Glauben. Bei der Schöpfung war der Erstgeschaffene, der Messias beteiligt, „durch den das All geschaffen ist und wir durch ihn“ 1. Kor. 8, 5, als die „neue Schöpfung“. Bei der ersten Schöpfung ging es in bestimmter Reihenfolge: Gott, Christus, Mann, Weib; der Christus durch Gott, der Mann durch Christus, das Weib aus dem Manne und so immer Eins zur Ehre des Andern 1. Kor. 11, 3 f. und um des Andern willen 11, 9, vgl. 1. Kor. 3, 21—23. Am seltsamsten muten uns aber vielleicht Sauls Vorstellungen von den Gestirnen an. Was wir von ihnen sehen, sind nur ihre „Leiber“:

> Nicht jedes Fleisch ist von derselben Art: so ist das Fleisch der Menschen, anders das Fleisch der Tiere, anders das Fleisch der Vögel, anders das der Fische. Und es giebt himmlische Körper und irdische Körper; aber anders ist der Glanz der himmlischen, anders der der irdischen. So ist der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes und anders der Glanz der Sterne; denn ein Stern unterscheidet sich von dem andern durch den Glanz. 1. Kor. 15, 39 ff.

Augenscheinlich denkt Paulus sich mit seiner ganzen Zeit, Juden wie Griechen, in den glänzenden Leibern Sterngeister wohnen, mochte man sie nun Helios und Selene, oder Azazel und Uriel nennen. Engel und Sterne bedeuten in der jüdischen Litteratur der Zeit sehr oft ganz dasselbe.

Der zeitliche Verlauf der Welt zerfällt dem Pharisäer in zwei Epochen, die durch eine gewaltige Katastrophe geschieden sind, in diesen Aeon, die jetzige Zeit 1. Kor. 2, 6. Röm. 12, 2. 6, 18. 3, 26. 11, 5. 2. Kor. 8, 13, und in den kommenden Aeon, die zukünftige Zeit (1. Thess. 1, 10. 5, 2. Röm. 5, 14). Der Jude lebt in dieser Zeit für die kommende, in dieser Zeit, die böse ist Gal. 1, 4, eine Welt der Sünde und des Leidens Röm. 8, 18. Es ist jetzt Nacht, aber die Nacht ist weit vorgeschritten, der Tag naht sich heran Röm. 13, 11. Finsternis lagert über der Menschheit. Werke der Finsternis thut sie. Blind sind die Heiden Röm. 2, 19. Es ist die Weltuntergangsstimmung einer sterbenden Menschheit, in der Paulus aufgewachsen ist und die die Melodie seines Lebens als ständiger Unterton begleitet. Aber von diesem Grunde hebt sich die lichte Hoffnung auf das Anbrechen des Tages ab, auf eine Neuschöpfung der Erde und der Menschheit, durch die sich in strah-

lender Schönheit die alte in Sünde und Vergänglichkeit gefallene Welt erneuen soll.

Das war in großen Umrissen die „Welt", die sich dem jungen Saul in der Schule der Pharisäer allmählich erschloß, und niemals hat der Christ Paulus an diesem Weltbild von seinem Glauben aus Etwas ändern zu müssen gemeint. Ein deutlicher Beweis, daß dieses Weltbild so wenig wie jedes andere Etwas mit dem Glauben zu thun hat. Darum wollen wir nicht zu denen gehören, die solche antiken Vorstellungen von Hölle, Erde und Himmel, von der Weltkatastrophe und den beiden Aeonen und Alles, was dem ähnlich ist, unsern heutigen Menschen als Glaubensgesetz auf die Herzen und in die Köpfe legen möchten, weder ganz, noch in einzelnen Teilen, weder im einstigen realen Sinne noch in feinerer modernisierter Weise. Das sind nicht Dinge, die es zu „glauben" gilt, das sind antike wissenschaftliche, oder vorwissenschaftliche, Ansichten von der Welt. Aber ebenso wenig wollen wir zu denen gehören, die sich über einen Paulus erhaben dünken, weil er noch solche Dinge „geglaubt" und nicht einmal „auf der Höhe der damaligen klassischen Kulturbildung" gestanden habe. Dann würde heute jeder Schuljunge über den Apostel zu stellen sein. Um solcher, falscher Vorstellungen willen werden aber auch nicht die entscheidenden Erkenntnisse religiöser und sittlicher Art, welche die großen Männer der Vergangenheit gefunden haben, hinfällig. Denn diese Lebensgebiete, ruhend auf dem Gemüts- und dem Willensleben der Menschen, werden von falschen wissenschaftlichen Vorstellungen nur sehr wenig berührt. Vollends aber die Güte und Größe eines Charakters selbst hat mit dem Weltbilde seines Trägers gar Nichts zu thun. Darum leuchtet der Apostel auch durch die Jahrhunderte, nun das Weltbild, das der junge Saul in der Schule der Pharisäer lernte, längst überwunden ist und das kostbare Erbstück seiner Väter, sein Glaube an einen Gott und eine ewige Welt hinter dieser sichtbaren, sich längst aus der Fassung gelöst hat, in der er es überkam.

Heinrich Weinel

Maurice Maeterlinck

Sechstes Stück

(Agit 2)

Wenn nun Maeterlinck*) dazu fortschreitet, die Weisheit inmitten ihrer Verwandten zu beschreiben, so thut es sich von vornherein kund, daß man es nicht mit einem Fanatiker eines Prinzips zu thun hat. Zwischen Epiktet und ihm liegen mehr als achtzehnhundert Jahre, Weisheit ohne Wachstümlichkeit vermag er nicht als Weisheit anzuerkennen, im Erstarren sucht er nicht sein Heil. Er nagelt nicht das sich entwickelnde Leben an das trockene Holz einer unbeweglichen Weisheit.

Darum eben fällt Weisheit nicht mit Vernunft zusammen. Vernunft ist starrer als Weisheit. Und Vernunft hat keine Liebe. Die Weisheit preist nicht das klare Wasser allein, das Mühlen treibt und Aecker bewässert, sondern sie schaut zugleich auf die Herkunft des Wassers aus verborgenen Tiefen. Sie setzt ununterbrochen unbewußtes Leben in bewußtes um. Sie wandelt am Strome aufwärts bis zu dem geheimnisvollen Sammelpunkte der Quellen im Innern der Dinge. — Aus der Tiefe der Seele bricht ein Müssen hervor, das der Verstand mißbilligt und das sich nachträglich doch als wahrhaft weise erhärtet. Der Weisheit verdorrte alle Beweglichkeit, wenn sie nur der Vernunft gehorchte. Aber sie benützt die Vernunft unter dem Vorbehalte, daß sie den von jener gebahnten Weg verläßt, wo sie neue Pfade, die der Vernunft nicht betretbar sind, sieht:

> Geht eine Heldenthat nicht allemal über die Grenzen der Vernunft hinaus?

Und Vernunft ist nicht Liebe. Aber Weisheit und Liebe sind nicht von einander zu trennen. In der Weisheit als dem Gefühl für das Unendliche erscheint die Liebe als die göttlichste Form des Unendlichen.

*) In „Weisheit und Schicksal". Siehe Nr. 18. D H

> Der ist nicht weise, dessen Vernunft nicht gelernt hat, dem ersten Zeichen der Liebe zu gehorchen.
>
> Liebe, und du wirst weise werden, werde weise, und du mußt lieben.
>
> Es ist seltsam genug, daß unser gesamtes moralisches Leben wo anders liegt als unsere Vernunft; denn wer nur nach dieser Vernunft lebte, wäre das erbärmlichste Wesen. Es giebt keine Tugend, keine gute That, keinen edlen Gedanken, die ihre Wurzeln nicht fast alle abseits vom Verständlichen und Erklärbaren haben.

Weisheit ist nicht Lebensflucht, Weisheit ist nicht Regungslosigkeit. Sie geht auf den Straßen der Welt und begegnet den Bösen. Sie lernt in ihnen führer- und weglos gewordenes Menschenleben kennen. Der Weise trifft mit dem Uebel zusammen, mit dem Leiden, und er leidet, gerade er.

> Denn man leidet umso mehr, je weniger man allein ist, und je weiser der Mensch ist, desto weniger dünkt er sich allein. Es handelt sich auch gar nicht um Vermeidung des Schmerzes, sondern um Vermeidung der Entmutigung und der Ketten, die er Jedem bringt, der ihn wie einen Herrn aufnimmt und nicht wie den Boten einer wichtigeren Persönlichkeit, die eine Biegung der Straße unsern Blicken noch entzieht.
>
> Das Unglück säet, verwüstet oder erntet, je nach der Weisung, die es auf unsrer Schwelle eingeschrieben fand.

Aus dem, was das Leid uns bringt, gilt es auszuwählen, das aber ist nicht das Geschäft unserer Vernunft: unser Vorleben, das unsere Seele geformt hat, trifft diese Auswahl. Der ernste Bescheid, den Maeterlinck in dieser Sache erteilt, lautet:

> Im Grunde ist es das synthetische Antlitz aller unsrer Tage, die nicht mehr sind, das sich mit liebevoller oder böswilliger Treue im Leiden unseres Herzens ausprägte.

Und so ist es denn wahr, daß Glück und Unglück, auch wenn sie von außen kommen, nur in uns selbst bestehen.

Wer das Ereignis, das uns begegnet, nicht umformt, der formt sich selbst moralisch um: er nimmt unmittelbar die Form eben des Unglücks an, das er bejammert, und auch nur dessen ärmlichste und gebräuchlichste Form.

> Alles in uns, das nicht der Macht unserer Seele untertan ist, wird unmittelbar von einer feindlichen Macht unterworfen. Alle Leere in Herz und Geist wird zum Sammelbecken für Schicksalseinflüsse.

So versteht es sich denn umgekehrt, daß man, je mehr man liebt, desto mehr Oberfläche edlen Schmerzen bietet, und der Weise liebt es, diese schöne Oberfläche zu vergrößern. Antigone ist dafür das Symbol.

> Und das ist der Trost der Gerechten, der Helden und Weisen, daß das Schicksal keine andere Macht über sie hat als durch das Gute, das es sie zu thun zwingt.

Unter den Schicksalen, die den Menschen treffen, erscheint ihm keines eindrucksvoller als der Tod. Aber was uns glücklich oder unglücklich macht, ist, was wir zwischen Geburt und Tod thun. Nicht im Tode, sondern in den Tagen und Jahren, die ihm vorangehen, liegt das Glück und Unglück eines Wesens und sein wahres Schicksal.

Wie aber bewegt sich der Weise inmitten der so großen Anliegen des Menschen wie Lohn, Glück, Pflicht, Opfer, Nächstenliebe und Eigenrecht? Mir scheint in den Antworten, die Maeterlinck in diesem Abschnitte seiner Didactica magna der Lebenskunst gegeben hat, das Kräftigste und ihm Eigentümlichste zu liegen, das er der Welt bieten konnte. Gleich die Bestimmung des Lebens setzt er in ein anderes Gut, als wir das im Allgemeinen, wenigstens theoretisch, zu thun wagen: auf Glück legt der Weise sein Leben an. Darin sind wir nicht geübt: es giebt eine Ungeschicklichkeit des Menschen zum Glück.

> Das Unglück ist seit Hunderten von Weltjahren aus den Kinderschuhen heraus, aber das Glück scheint noch in den Windeln zu liegen.

Wenn nun Maeterlinck sagt, zu viele Wesen bilden sich ein, das Glück sei etwas Anderes als sie selbst, und darum sollten die, welche das Glück haben, uns zeigen, daß sie nichts mehr besitzen als wir im Grunde unseres Herzens alle besitzen, so funkelt durch die Wellen seiner Gedanken wiederum der tragende Boden des Flußbettes herauf, wie dies bei der

Lehre von dem geschah, was Schicksal sei: in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Von dem reifen Menschen gilt es dann, daß er darum glücklich ist, weil er die Ungeduld nach dem Glück hinter sich hat.

Der Weise erwartet das Glück nicht aus dem intellektuellen Leben. Ist doch die Intelligenz ihrerseits in nicht geringer Abhängigkeit vor unserm moralischen Stande:

Man kann eine sehr mächtige und sehr hohe Intelligenz besitzen und nie dem Glücke nahe gekommen sein. Aber — so fährt Maeterlinck in seinem schönen Glauben an den innigen Zusammenhang zwischen unserer moralischen Verfassung und unserm Glücke fort — aber man kann nicht eine ausgeglichene, reine und gute Seele haben und nichts Andres kennen als das Unglück.

So sehr ist das Glück ein Innerstes in uns, daß man sagen kann, so lange der Mensch sich einbildet, es sei seine Pflicht auf das Glück zu verzichten, verzichtet er auf Etwas, das noch kein Glück ist. Verzichtleistung ist sehr oft nur ein Schmarotzer, ein verborgener Hochmut.

Der Weise ist nicht dazu da, unglücklich zu sein, und es ist glorreicher und zugleich menschlicher, wenn man nicht aufhört, weise zu sein, indem man glücklich bleibt. Es ist durchaus das oberste Ziel der Weisheit, den festen Pol des Glückes im Leben zu finden.

Weisheit soll mit dem Leben gehen, nicht gegen das Leben. Glück ist ja nicht immer fröhlich. Es giebt Mut zum Glück, wie es Mut zum Unglück giebt.

Wir können uns nur glücklich nennen, wenn das Glück uns auf Höhen hinaufgeholfen, wo man es aus den Augen verlieren kann, ohne zugleich seinen Lebensmut zu verlieren.

Man findet tiefe Denker, die gar nicht glücklich erscheinen, wie Pascal und Schopenhauer:

Der Denker erschließt den Weg, der vom Sichtbaren zum Unsichtbaren geht, aber der Weise erschließt die Straße, die vom Geliebten zu dem führt, was man noch lieben wird, und die Pfade, die vom nicht mehr Tröstlichen zu dem aufsteigen, was uns noch lange trösten kann.

Nennt man das bis ans Ende seines Denkens gehen, wenn man denkt, um nicht zu trösten?

Das Tiefste und Notwendigste ist, den Tag zu lieben und an ihm zu arbeiten. Maeterlinck warnt vor der Ueberschätzung der hohen Gedanken. Der schüchternste Gedanke der Zuversicht, der heiteren Ergebung in unvermeidliche Gesetze ist bereits eine That. Die Wirklichkeit fängt erst bei der That an:

Ein Gedanke kann mich bis zu meinem Tode auf derselben Stelle im Weltall belassen, aber eine That läßt mich in der Rangordnung der Wesen fast immer eine Stufe vorwärts oder zurück kommen.

Vom Glück strebt das Auge des Menschen nach den *Pflichten* hin. Richtet sich der moralische Wert eines Wesens nicht ein wenig nach der Zahl der Pflichten, die es gewahrt und die Absicht hat zu erfüllen? Die Antwort auf diese Frage erweist sich als eine energische Korrektur der die christliche Welt beherrschenden *Theorie* der Entsagung und des schweigenden Opfers.

Zur Pflichterfüllung gelangt die Mehrzahl der Menschen nur, indem sie sie als ein *Opfer* darbringt. Aber die Menschen bringen das Opfer mit geschlossenen Augen und halten erst dann es für die schönste Erfüllung der Pflicht, wenn sie dessen nicht achten, was sie daran geben. Da ist es unsere erste Pflicht unsern Pflichtbegriff zu klären:

Das Wort Pflicht enthält oft viel mehr Irrtum und moralische Fahrlässigkeiten als Tugenden.

Die höchste Tugend ist zu wissen, was man thut, und wählen zu lernen, für was man sein Leben dransetzen kann.

Maeterlinck fällt das schwere Urteil, die meiste Entsagung bestehe aus Unwissenheit, Ohnmacht oder verhüllter Faulheit. Die Schönheit einer Seele besteht nicht in ihrem Opferdrang, sondern ihrem Bewußtsein und in der Erfüllung und Kraft ihres Lebens:

Erwarten wir die Stunde der Aufopferung, indem wir an andern Dingen arbeiten; sie schlägt schließlich doch immer; verlieren wir unsere Zeit nicht damit, auf dem Zifferblatte des Lebens unablässig nach ihr zu suchen.

Das Opfer soll kein Mittel zur Veredelung, sondern nur ein Zeichen der Veredelung sein.

Es ist viel besser, für die Menschen zu leben als für sie zu sterben. Es heißt das Gebot der *Nächstenliebe* gröblich falsch verstehen, wenn man verkennt, daß man für sich selber da zu sein hat, ehe man für die Andern da ist. Ehe man sich fortgiebt, muß man sich erwerben. So hat es Platen einst verstanden:

Wer da Nichts thut als das Seine,
Der lebt erst recht fürs Allgemeine.

So klein auch die Lampe sein mag, gebe Keiner von dem Oele, das sie nährt, er gebe von dem Lichte, das sie krönt.

Es giebt eine Güte, die erschöpft, und eine andere, die ernährt. Wahrscheinlich ist Alles, was geeignet ist, die Leidenschaft des Denkens, die Glut der Gefühle herabzumindern, „unmoralisch". Wir haben das Leben, ohne unser Zuthun haben wir es empfangen, und da liegt der einzige feste Pol der menschlichen Moral: wir sind Hüter des Lebens; offenbar ward uns das Leben nicht, um es zu schwächen oder zu verlieren.

Die große Menschenliebe — das ist die Veredelung. Aber ich kann Niemand veredeln, wenn ich mich nicht selbst zuerst veredelt habe. In dem Maße, wie ich steige, steigt auch ihr.

Nach der Bestimmung der Stellung des Weisen zu den äußeren Geschicken des Menschenlebens und seiner Stellung zu den Fragen des Altruismus wendet sich Maeterlinck zu der Beziehung zwischen *Weisheit* und *Gerechtigkeit*.

Die Gerechtigkeit der Welt ist ein Traum, es giebt keinen Gedanken, den das Weltall weniger denkt als den der Gerechtigkeit. Die Natur ist gleichgiltig gegen den Weisen; es ist *seine* Pflicht, sich von der Stellung, die das menschliche Wesen im Weltall einnimmt, genaue und demütige Rechenschaft abzulegen. Zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen nimmt Maeterlinck den Brand des Wohlthätigkeitsbazars in Paris 1897. Bei ihm konnte man erkennen, wie ungerecht der Zufall ist, und daß gerade aus der Unsittlichkeit des Zufalls eine neue Moral entstehen muß. Je verlassener der Mensch sich fühlt, desto mehr findet er die dem Menschen eigene Kraft wieder. Die Enttäuschungen der Gerechten predigen uns, daß man nur dann wahrhaft gut handelt, wenn man für sich allein gut handelt, ohne etwas Anderes zu erwarten als das innere bessere Wissen um das Gute. Und was ist ein Akt der Tugend, daß man so außerordentliche Belohnungen von ihm erwartet?

Die Besten unter uns würden nie ein anderes Glück suchen, wenn die Tugend *nützlich* wäre.

Es bleibt der Mittelpunkt der menschlichen Weisheit, so zu handeln, als ob jede Handlung eine außerordentliche und ewige Frucht trüge, und doch zu wissen, wie wenig eine gerechte Handlung dem Weltall gegenüber bedeutet.

Wenn aber die Kräfte der Außenwelt nicht immer vor dem guten Menschen Halt machen, so sind ihm doch die meisten inneren Gewalten untertan, und fast alles Glück und Unglück des Menschen kommt von den inneren Gewalten.

Sobald meine innere Freiheit Einbuße erlitten hat, nähert sich das Schicksal meiner äußeren Freiheit.

Die innere Freiheit aber wächst, wenn wir Gutes thun. Machen wir uns darum keine Sorge um unsere Stellung zum Weltall. Wozu die Gerechtigkeit da suchen, wo sie nicht sein kann? Ist sie wo anders als in unserer Seele?

Wenn in den Beziehungen der mechanischen Welt zu uns der *Zufall* herrscht, so geschehe in uns das Gegenteil. Das Schönste und Letzte in uns ist die Redlichkeit, Ausdehnung und Tiefe der Gründe, aus denen die nicht entsagende, sondern thätige, forschende und kindlich-vertrauliche Beistimmung quillt, die wir den Naturgesetzen zollen, und auf denen unsere edle Ungewißheit ruht, ob ein einziger, allmächtiger Gott ist.

Wer als ein solcher Freier die Welt überschaut, gewinnt auch zum *Bösen* die rechte Stellung. Je weiter der Raum in seinem Innern für seine Gefühle und Gedanken wird und hier das Glück sich frei bewegt, um so weniger wird der Mensch Böses thun, „weil es nichts Böses giebt, das im letzten Grunde nicht aus einem engen Gedanken oder mittelmäßigen Gefühl entspringt". Das Böse — ach, es ist auch ein Suchen nach Glück. Suchen *wir* die Gerechtigkeit im Schoße eines Weltalls, das gegen sie gleichgiltig ist, damit sie da sei!

Und nun macht Maeterlinck gleich die Probe. Eben hatte er Gerechtigkeit gegenüber den Bösen gefordert, nun verlangt er Gerechtigkeit gegenüber dem Kleinen.

Auch das Gute hat seine Niederlagen wie das Böse, aber sie erheben, man sollte sie segnen.

Die Nutzlosigkeit einer guten That, die scheinbare Unwirksamkeit eines erhabenen oder einfach redlichen Gedankens wirft auf eine Menge von Dingen ein Licht von anderer Art als das, welches alle Nützlichkeit des Guten darauf würfe.

Alles, was besteht, tröstet und stärkt den Weisen. Die Weisheit nimmt noch mehr Anteil am Leben als an der Gerechtigkeit und Tugend. Maeterlinck bricht, man sieht es, mit allem moralischen Reglementieren des Lebens.

Dieser gerechte Sinn kam schon in Maeterlincks älteren Werken der Schätzung der kleinen Leute zu Gute. Hier tönt ihr Preis voller noch als früher. Die Weisheit mißachtet Nichts, vor allem nicht die Seelen, die noch nicht denken:

Denken heißt oft sich täuschen, und der Denker, der sich verirrt, muß, um seinen Weg wiederzufinden, oft dorthin zurückkehren, wo die Nicht-Denkenden um eine schweigsame aber notwendige Wahrheit treulich sitzen geblieben sind.

Eine Welt, in der es nur Denker gäbe, würde vielleicht mehr als einer unerläßlichen Wahrheit verlustig gehen. In Wirklichkeit hört der Denker nur dann nicht auf, recht zu denken, wenn er nie die Fühlung mit den nicht Denkenden verliert.

Man darf bei diesen Worten an die Schlichtheit des Denkens und Redens denken, die sich dem erhält, der dem Volke nahe bleibt, man darf an die primitiven Formen der Religiosität, der Ekstase, der Gemütsvorgänge insgesamt, an die primitiven Rechtsvorstellungen denken, auf die die vergleichenden Wissenschaften zurückgreifen, um dort das Licht für kompliziertere und zur vollen Selbständigkeit abgelöste Zustände zu finden. Maeterlinck engt dann den Sinn liebevoll ethisch ein:

Ich zähle die Schritte, die ich nach einem ungewissen Ideale hin mache, an den Schritten, die mich jenen näher bringen, die ich in der Ungewißheit und Eitelkeit der ersten Tage mißachtet hatte.

Ein Leben ist an sich weder groß noch klein, es wird mehr oder weniger groß gesehen — das ist Alles.

Mit dem Schlusse seines Werkes will Maeterlinck nun noch mit allem Nachdruck wiederholen, daß seine Ethik nicht die Ethik der Lebensflucht ist:

Eine Weisheit, die zu leicht auf eine menschliche Hoffnung verzichtet, ist eine krankhafte und lahme Weisheit.

Wer nie sein Haus verläßt, auf dessen Dach senken sich immer nur solche Freuden herab, von denen Keiner etwas hat wissen wollen.

Der Mensch sollte lange möglichst glücklich sein; denn [so fährt dieser Mann fort, der die Gedanken der Gesunden und nicht die der Kranken denkt] wer durch die Pforte des Glückes endlich aus sich selbst herauskommt, ist tausendmal freier, als wer aus der des Schmerzes tritt.

Und, indem er sich noch einmal ganz zur Gegenwart bekennt, sagt er mit prächtigen Worten:

In unseren Tagen bewegen sich die großen Tore, die den Zutritt zu einem nutzbringenden und denkwürdigen Dasein gewähren, nicht mehr mit demselben Lärm wie ehedem in ihren Angeln. Sie sind vielleicht weniger monumental, als Venedig, Florenz, Rom großen Seelen einst sie öffnete, aber ihre Zahl ist größer, und sie führen auf Pfade, die schweigsamer sind, weil sie weiter führen.

An zwei großen Beispielen entwickelt Maeterlinck, welchen Gewinn es den Menschen bringt, das Leben anzunehmen. Das erste ist das Fenelons und seiner Freunde. Sie haben geirrt, vergeblich auf Glück gehofft und dem Leben mit Liebe erwidert. Das zweite ist das der Emily Bronte. Ihr äußeres Schicksal war die absolute Einförmigkeit. Aber in ihr wohnte eine Welt von Leidenschaft, ihre Seele hat genügt das Leben zu erleben, denn äußerlich erlebte sie Nichts. Aber sie wartete auf das Leben, sie lehnte es nicht ab.

Vielleicht fehlte Emily Bronte in ihrem äußeren Leben der Schwung. Die Weisheit schließt nicht aus, daß der Mensch sich ein Ideal mache:

Fürchten wir niemals, unser Ideal sei zu wunderbar, als daß es sich dem Leben anpassen könnte. Es bedarf eines Stromes von gutem Willen, um die geringste That der Gerechtigkeit oder Liebe flott zu machen.

Einschränkend aber, oder genauer fortführend, sagt Maeterlinck dann später:

Aber jedes Ideal, das keiner starken inneren Realität entspricht, ist nichts als eine müßige, unfruchtbare und bequeme Lüge. Es bedarf nur zweier oder dreier unerfüllbarer Ideale, um ein Leben zu lähmen.

Da das Leben nicht immer glückt, wie man es wünscht, so wehre man die bittere Empfindung von sich ab, als ob man nicht verstanden worden sei:

Im Allgemeinen findet man unter den Seelen, die am wenigsten darnach gestrebt sich zu begreifen, die meisten unverstandenen Seelen.

Man muß lernen, sich aus seinen Enttäuschungen eine Schar geheimnisvoller und getreuer Freundinnen und unbestechlicher Ratgeberinnen zu bilden.

Das letzte Wort in dieser Analyse des Inhaltes sei dem glänzenden Bilde vergönnt, mit dem Maeterlinck gegen den Schluß des Werkes hin den Grundgedanken wiederholt, daß alle Schicksale in unserm Gemüte beschlossen sind:

Wohin wir auch immer gehen mögen, überall unter dem Himmel fließt der Strom des Lebens verschwenderisch reich. Er strömt am Fuße eines Prunkpalastes vorbei; er strömt zwischen den Wänden eines Kerkers, wenn auch die Sonne seine Fluten nicht durchglüht. Was für uns wichtig ist, das ist nicht die Tiefe, Breite oder Gewalt des Flusses, der Allen gehört und überall strömt, sondern die Reinheit und das Fassungsvermögen der Schale, die wir hineintauchen. —

Weisheit und Schicksal ist ein ernstes, männliches Buch, schön in der besonnenen, friedlichen Form, schön als eine breit wogende Kanzone von der Idealität der Gesinnung, schön als das Wort eines Kindes der Zeit, das an das Gute und an die Guten glaubt, schön als das Testament eines Unbestochenen, der keinen anderen Quellort des Guten kennt, als das eigene Gemüt, keinen anderen Altruismus, als die Pflege einer geschlossenen, unzerfaserten und allein darum für die Welt wertvollen Persönlichkeit, keine andere Form des Schicksals als das mit unserer Kraft, mit unserer Liebe und unserem Urteil gegebene. Von diesem Buche nicht gut zu denken, wäre ein außerordentliches Mißgeschick für den, dem dies begegnete: er stünde ja dann unter der schönen Unbefangenheit unsres Denkers, er forderte ja an ihn, daß er unsere Gedanken denke, er beanspruchte von seinen Augen, daß sie das Stück Welt gesehen haben sollen, das wir nun allein gesehen haben. Er hat Etwas gesehen, das wir mit ihm sehen sollten.

Der widerbiblischen Auslegung des biblischen Wortes, daß das Dichten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf ist, hat Maeterlinck die Beobachtung entgegengestellt, daß es im Menschen auch eine naive, ursprüngliche Lust am Guten, eine freie Lust an der Schönheit des Guten gebe. — Er hat dem Pessimismus der Zeit, der wie ein Schlächter handelt und rohes blutendes Fleisch uns mit dem höhnischen Rufe hinwirft: Seht, so nehmt ihr euch in Wirklichkeit aus! seine so verpflichtende Rede von adligen Seelen entgegengestellt. — Er hat dem Lärm der Uebermenschen gegenüber die Bedeutung der Kleinen, derer, die nicht denken, für das Anwachsen der Kulturgüter herzlich und überzeugend dargelegt.

Natürlich hat Maeterlinck nicht Alles gesagt und gesehen, das Andere sehen und sagen. Er gehört zu uns, die wir uns auf einer Erdscholle eingerichtet haben, als ob es keine Erdbeben gebe, als ob nicht hundert Unsicherheiten unter unseren Füßen, über unseren Häuptern ruhten. Weisheit und Schicksal stellt diesen Zustand der Eingerichtetheit dar. Die heitere Zuversicht auf die im Guten selbst liegenden Hilfsmittel zu seiner Darstellung in Herz und Welt spricht auch aus dem gesamten Tone des Buches: man darf nicht sagen, es lehrt Etwas, denn das thut es nicht, zum Lehren gehört ganz was Anderes, als es hier geleistet wird, — man darf auch nicht sagen, es verkündigt, denn Maeterlinck trägt hier, anders als im Schatz der geistlich Armen, kein Priestergewand, er gefällt sich nicht in Propheten-Allüren, — nein, er teilt mit, und dies als ein ernster, frommer und gelassener Gentleman.

Was er nicht berührt, eben, weil er für erdbebenfreie Zeiten schreibt, ist all die persönliche Not, die wir mit Sünde

bezeichnen, das Unbegreifliche, das auch aus guten Seelen heraufloht, das Entsetzliche, zu dem sich unsere Seele bereit findet trotz ihrer ehrlichen Sehnsucht nach dem Guten. Den dunklen Schatten der Schuld, den auch der Gute auf die sonnigen Pfade wirft, die ihm etwa zu wandeln vergönnt sind, prüft dies Buch nicht. Auch das Gewissen erwähnt es kaum, obgleich in seinem Sinne sein Werk ja ein Buch vom Gewissen ist. Aber das Gewissen als Gesinnungsgericht innerhalb des Menschen, als eine Beurteilungsweise, in der auch der von der Natur noch kaum gelöste Wilde gegen die Natur sich wendet, — auch das Gewissen ist kein Thema des Buches. Der Mensch wird hier, wie wenn Rousseau spräche, als sittlich gesund angeschaut, als im bruchlosen Einklang mit Sinn und Gesetz des Weltganzen.

Und wo es mit dem Menschen hapert, ist das Wie? des Besserwerdens, dies schwere Wie?, hinausverlegt aus ihm in die Guten. Den Guten ist der Auftrag gegeben, die Epidemie zum Guten einzuleiten, denen, die straucheln, Hilfe zu leisten; wenn Ariane nicht wäre, käme kein Blaubart der Welt zu sich selbst, wenn Monna Vanna nicht wäre, so bliebe Prinzivalli ein Sklave seiner Leidenschaft. Wieviel gute Menschen muß Maurice Maeterlinck kennen gelernt haben! Wie gut muß Maurice Maeterlinck selbst sein!

Auf Grund dessen, das man schon gewußt hat, ehe das Buch erschien, und dessen, das man an ihm mit Recht oder Unrecht vermißt, ihm die Originalität absprechen zu wollen, wie dies wohl manchmal zu hören ist, erscheint mir als sehr unbillig. Er nennt als seine Nachbarn, Brüder und Mitfühlende Plotin und hervorragende Stoiker, er nennt Carlyle mit halbem Dank, Emerson mit vollem Dank, er nennt Mystiker verschiedener Zeiten, unter ihnen Novalis, man kann sein Buch in die stoische Litteratur einbeziehen, man kann den Begriff des Eudämonismus für seine Anschauungen verwenden, den des Intellektualismus. Aber Maeterlinck darf mit Goethe auf die Frage „woher hat es der Autor?“ und auf die weitere Frage:

Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt

getrost antworten:

Ich habe niemals danach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

So bei Pythagoras, bei den Besten
Saß ich unter zufriedenen Gästen;
Ihr Frohmahl hab ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Alles, das er schreibt, hat ein so persönliches Gepräge, erhält nur dadurch seinen ganzen Wirkungswert, daß dieser glaubwürdige Mann es als seine Erfahrung, seine Ueberzeugung ausspricht, der Inhalt seiner großen Prosaschriften ist so ganz und gar die innige, fragende, suchende, von den verborgenen und offenen Realitäten der Welt so außergewöhnlich tief berührte Seele Maeterlincks, daß man sich nur an ihn zu halten hat und nicht an seine gewiß vorhandenen Hintermänner und Vorläufer.*)

Hermann Oeser

*) Schluß des Ganzen in nächster Nummer. D H

Was heißt „Wesen des Christentums“?

1. Aus der litterarischen Diskussion über Harnacks Wesen des Christentums

Durch Harnacks bekanntes Büchlein ist der Ausdruck „Wesen des Christentums“ ein allgemein bekannter und gebrauchter geworden. Man kann von Vielen geradezu sagen, sie glauben an das „Wesen des Christentums“, und Harnacks aus der breitesten und erfolgreichsten historischen Arbeit herausgedachtes Buch zeigt ihnen die richtige Auffassung dieses Wesens. Es stellt sich die Aufgabe als eine rein historische, will nichts anderes als einfach „das Wesentliche und Bleibende in den Erscheinungen auch unter spröden Formen erkennen, es herausheben und verständlich machen“. Man hat es nur mit Thatsachen und Wirklichkeiten zu thun, aus ihnen tritt in der Zusammenschau der bleibende Gehalt überwältigend entgegen. Alle das Mißtrauen immer wieder weckenden apologetischen Künste und dogmatischen Subtilitäten fallen weg, und nur die Sache selber kommt zu ihrer reinen Wirkung auf Phantasie und Gemüt. An Stelle der Dogmatik tritt, unendlich einfacher, wirksamer und überzeugender, die historische Darstellung des Wesens des Christentums, und Harnacks Schrift ist gewissermaßen das symbolische Buch für die historisierende Richtung der Theologie.

Doch hat, was bei so wichtigen und mit traditionellen Anschauungen im Konflikt stehenden Gedankenarbeiten selbstverständlich ist, das Unternehmen auch mannigfachen Widerspruch gefunden. Die Einen wenden sich überhaupt gegen die Absicht, aus kritischen Untersuchungen allgemeiner historischer Art das Christentum erkennen zu wollen, und möchten es lediglich aus der Bibel als der Offenbarung und dem Worte Gottes erkannt wissen. Die Andern bestreiten, daß die durch Harnacks historische Darstellung bewirkte Beseitigung traditioneller Kirchendogmen von einer historischen Untersuchung in der That bewirkt werden könne und dürfe, vielmehr habe deren Anerkennung und Befestigung durch innere religiöse Erfahrung der geschichtlichen Arbeit voranzugehen und ihre Auffassung von sich aus zu bestimmen. Wieder Andere meinen, daß gerade eine reine historische Darstellung die Deckung des Christentums mit den kirchlichen Hauptdogmen ergebe und deutlich erweise, wie alles von ihnen sich befreiende Christentum ein Christentum der Halbheit, der Auflösung, des Abfalls sei. Die Aeußerungen dieser Art sind hier seiner Zeit gesammelt und gewürdigt worden. Am interessantesten sind in dieser Hinsicht jedenfalls die von Lepsius erhobenen Einwendungen.*)

Daneben hat es dann aber auch nicht an ruhigen, rein historisch im Sinne Harnacks gerichteten Kritikern gefehlt, welche die Gesamtanschauung und die Aufgabe im Ganzen anerkennen, aber in der Auffassung der Thatsachen nicht unerheblich abweichen. Ihr Urteil beruht nicht auf anderen Voraussetzungen, sondern auf anderen Folgerungen aus den gleichen Voraussetzungen. Ihnen ist die Darstellung der Predigt Jesu etwas zu stark an die Ideale einer in modernen Verhältnissen verwendbaren Ethik herangerückt, die Transszendenz der Gottesauffassung, der Reichserwartung, und der von hier aus bestimmten weltindifferenten Ethik zu wenig in ihrer Bedeutung erkannt. Das aber bezeichnet dann doch eine tiefere Schwierigkeit und ein allgemeineres Problem. Solche Beurteiler fassen das Verhältnis des Urchristentums und der Predigt Jesu zu der späteren Entwicklung des Christentums anders, als das Harnack gethan hat, und binden die Auffassung des „Wesens“ weniger eng an die historische Urgestalt. Die Bedeutung dieser Einwendungen ist dann freilich nicht immer vollständig ausgesprochen worden, vielleicht nicht überall ganz zu Bewußtsein gekommen. Immerhin hat Jülicher in seiner Rektoratsrede das Problem sehr treffend angedeutet, wenn er auf die Schwierigkeit der Gleichsetzung der „wissenschaftlich rekonstruierten Urform“ mit dem „Christentum in seiner reinen Gestalt“ und dieser beiden mit der „absoluten und vollkommenen Religion“ hinwies. Noch schärfer haben die Hegelianer Caird, Pfleiderer und Dorner auf diese Schwierigkeiten hingewiesen.

Am lehrreichsten aber ist die Aeußerung eines katholischen Kritikers.**) Alfred Loisy, der Führer des französischen Reformkatholizismus, ein Mann von vollständig freier und exakter historischer Bildung, hat die prinzipiell protestantische Voraussetzung Harnacks angegriffen, daß das Wesen vor allem als der dem Urchristentum zu entnehmende Maßstab für die Kritik der katholisch kirchlichen Entwickelung betrachtet werden müsse. Weil Harnack den Katholizismus als unmittelbare Auswirkung des

*) Lepsius, Reden und Abhandlungen. 2. Adolf Harnacks Wesen des Christentums. Berlin, Reich Christi-Verlag 1902. 92 S. 1,50 Mk. D H

**) Alfred Loisy, L'évangile et l'église. Paris, Picard et fils 1902.

Evangeliums nicht betrachten kann und es von dieser Wirkung aus nicht interpretieren will, weil er im Protestantismus und unter Abstreifung der katholisch-kirchlichen Reste des Protestantismus in der Religiosität der Gegenwart den Schwerpunkt erkennt, darum protestantisiert und modernisiert er das Evangelium. Weil er das Wesen des Evangeliums nicht in der breit entfalteten kirchlichen Wirklichkeit erkennt und die Bedeutung des Christentums nicht an dieser klar machen kann, darum muß er das Wesen ganz einseitig in der Urgestalt suchen und muß er diese Urgestalt durchaus in einer neuen und einheitlichen religiösen Idee suchen. Damit kommt er dazu, Etwas für das Wesen des Evangeliums zu halten, was für die ganz eschatologisch gerichtete Denkweise Jesu nur sekundär war, das Wesen im Neuen zu suchen, während es für Jesus doch größtenteils gerade in dem mit dem Judentum Gemeinsamen lag, das Wesen als das unveränderliche Bleiben und Wirken dieser einfachen neuen Idee zu betrachten, während doch die Entwickelung der Kirche nirgends etwas Unveränderliches zeigt, sondern ebenso in beständiger Umbildung und Aneignung besteht, wie schon die Predigt Jesu Umbildung und Aneignung gewesen war. Das Evangelium ist von Hause aus eine komplexe Erscheinung, und seine Auswirkung in der Kirche ist komplex, lebendig, wandelungsfähig geblieben, ja auf beständige Neuzeugungen und Anpassungen angewiesen. Harnacks Auffassung ist nicht das historische Bild von der Sache, sondern eine Etappe oder besser radikale Formel des individualistischen, von der Kollektiveinheit der Kirche sich lösenden Protestantismus. Für eine rein historische Betrachtung ist vielmehr das Evangelium die Wurzel der Kirche, die Kirche die lebendige und unerschöpfliche Auswirkung des Evangeliums; das Wesen ist die thatsächliche Geschichte, die in jedem Punkt notwendig aus dem Zusammenhang der Umstände hervorging und zur Behauptung des Evangeliums gerade unter diesen Verhältnissen unumgänglich war. Evangelium und Kirche sind nach allen Seiten flüssige und offene Größen. Das unveränderliche Wesen des Christentums ist daher überhaupt nicht konstruierbar, sondern liegt vor in der Totalität der lebendigen Kirche und ihrer Bethätigungen.

Das alles zusammengenommen zeigt, daß in dem „Wesen des Christentums“ noch schwierige und keineswegs geklärte Probleme enthalten sind. Ich habe nicht die Absicht, in den Streit um die sachliche Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Harnackschen Auffassung des Wesens einzutreten. Hier wird das Werk des großen Historikers wohl immer zunächst für sich selbst sprechen, und außerdem ist vorläufig Alles gesagt, was vernünftiger Weise dazu zu sagen ist. Ich möchte angesichts dieser verschiedenen Beurteilungen nur die methodische Frage aufwerfen: Was heißt überhaupt der Ausdruck „Wesen des Christentums“? Was schließt das Suchen nach dem Wesen des Christentums für Voraussetzungen ein? Was für Mittel sind als selbstverständlich der Lösung dieses Problems dienend betrachtet? Ist Sinn und Ziel dieser Aufgabe überhaupt etwas so Einfaches und Selbstverständliches? Worin besteht die Aufgabe, wenn sie überhaupt gestellt werden muß und lösbar ist? Wie weit ist es wirklich ein rein historisches Problem? Und wenn es das nicht ist, welche Bedeutung kommt dann gerade dem wichtigsten Element in Harnacks so erfolgreichem Versuche, dem historisch-induktiven Ausgangspunkte, zu? Das sind Fragen, die keineswegs gleichgiltige, nur den Fachmann interessierende Nebendinge sind. An ihrem Verständnis hängt vielmehr die Möglichkeit, zu dem ganzen Problem überhaupt Stellung zu nehmen, und an ihrer Beantwortung hängt zum größten Teil das Urteil über den Wert jeder Leistung, die sich ein solches Ziel setzt. Das schwankende Urteil hat zum großen Teil in unbewußten oder halbklaren Differenzen über diese methodischen Voraussetzungen seinen Grund, und die verschiedenen methodischen Voraussetzungen bedeuten oft schon selbst eine sachliche Stellungnahme. Ueber diese Dinge ist vor allem Klarheit nötig, wenn auch damit die Bedeutung der rein historisch-empirischen Fragen keineswegs unterschätzt sein soll. Die Klarheit über die Voraussetzungen und ihr Recht wird erst Beruhigung bringen können, und auch der Laie wird erst durch eine solche Klarheit die wirkliche Bedeutung der Sache erkennen. Es sei mir daher erlaubt, in einigen Artikeln die Geduld der Leser in Anspruch zu nehmen und sie für eine rein methodische Frage interessieren. Die Selbstbesinnung über die Methode unserer Gedanken ist in Fällen verwickelter Probleme stets das Mittel, um auch richtig zur Sache selbst zu kommen.

Troeltsch

Hugo Wolf als religiöser Lyriker

Am 22. Februar dieses Jahres wurde der Liederkomponist Hugo Wolf aus langjähriger geistiger Umnachtung durch den Tod erlöst. Das allgemeine Interesse für die Schöpfungen dieses eigenartigen Künstlers ist in letzter Zeit merklich gestiegen; man beginnt — leider zu spät für ihn selbst! — zu begreifen, daß in ihm eine scharf ausgeprägte musikalische Persönlichkeit, ein Lyriker ersten Ranges vor uns steht.

Das Leben Hugo Wolfs ist wieder einmal ein gar zu trauriger, erschütternder Beitrag zu dem nie ausgeschriebenen Kapitel von Künstlers Erdenwallen. Ein offener Anhänger und Jünger Richard Wagners hatte er zu einer Zeit, als dieser selbst noch um Anerkennung ringen mußte, schon als Lernender schwer mit dem Widerstande der Wagnerfeindlichen Partei zu kämpfen, deren Hauptsitz damals gerade in seiner Heimat Oesterreich war. Die Ausschließung von dem staatlich autorisierten Studiengange des Wiener Konservatoriums hatte auch die Entziehung der väterlichen Unterstützung zur Folge. In Not und Entbehrung schuf Wolf seine großen Liedersammlungen, deren charakteristisches Kennzeichen die ausschließliche Beschäftigung mit einem Dichter und damit das Eingehen auf dessen Persönlichkeit als Gesamterscheinung ist. Es sind dies: ein Band Mörike-Lieder (53 Gedichte), ein weiterer Gedichte von Goethe (51 Lieder), Spanisches und Italienisches Liederbuch nach Heyse und Geibel (44 und 46 Lieder), sowie kleinere Sammlungen (Eichendorff, Keller, Byron). Außerdem schrieb er die Oper „Der Corregidor“. Nach mannigfachen Existenzkämpfen — er war Operettendirigent, Chorist, Rezensent — gelang es ihm endlich, mit seinen Kompositionen die Aufmerksamkeit von Kennern auf sich zu lenken. Ein Hugo Wolf-Verein, der 1896 in Berlin gegründet wurde, trat energisch für den teils unbekannten, teils verkannten Künstler ein. Nun scheint ein freundlicherer Stern über seinem Leben aufzugehen — da plötzlich versinkt er in geistige Umnachtung, in welcher er nach kurzer, trügerischer Besserung bis zu seinem Ende verblieben ist.

Um in Wolfs Stil tiefer einzudringen, ist eine Bekanntschaft mit der musikalischen Ausdrucksweise Richard Wagners unerläßlich. Wenn man sagt, er habe dessen Stilprinzipien auf das Lied übertragen, so trifft dies nicht völlig ins Schwarze; jedenfalls aber hat er von ihm gelernt, das Dichterische ebenso in der Gesamtidee wie im einzelnen Wortausdruck als den Ausgangspunkt für die musikalische Komposition zu betrachten. Er ist ein hervorragender musikalischer Stilist; wie er in seinem bekanntesten Werke, den Mörikeliedern, Geist und Eigenart des Dichters aus jedem Liede zu uns sprechen läßt, so findet er auch für die Gedankenlyrik Goethes, für die südliche Leidenschaft des spanischen, die launige Erotik des italienischen Liederbuchs die rechten Töne. Intimste Stimmungslyrik und dramatisch bewegter Balladenton, tiefe Mystik und hinreißender Humor — auf all diesen Gebieten erweist er sich gleichermaßen als Meister. Als eine tief-religiöse Natur hat er auch dieser Seite seines Empfindens in Tönen Ausdruck gegeben und bringt uns überraschende Offenbarungen auf dem wenig bebauten Felde der religiösen Stimmungslyrik.

Das geistliche Kunstlied ist eine Form, der sich unsere großen Meister nur sehr selten zugewandt haben, die aber gerade in diesen seltenen Fällen Schöpfungen von außerordentlicher Kraft und Tiefe gezeitigt hat. Schon in Bachs nur skizzierten, kürzlich in einer schönen Bearbeitung herausgegebenen geistlichen „Liedern und Arien“ finden wir trotz des lebendigen Zusammenhanges mit dem objektiven Gemeinde-Choral schon eine Anzahl Lieder, deren äußerst persönlicher Ton an den innersten Nerv subjektiv-religiösen Empfindens rührt. Ich

erinnere nur an das tiefgewaltige „Komm, süßer Tod". Von hier müssen wir den Bogen weit hinüberschlagen zu Beethovens „Sechs geistlichen Gesängen" auf Gedichte von Gellert. Die Volkstümlichkeit dieser Lieder erübrigt jede Bemerkung über ihre elementare Religiosität. Ueber ganz vereinzelt auftretende Lieder geistlichen Inhalts bei Schubert (Die Allmacht), Mendelssohn und Schumann, führt die Linie zu Brahms vier „Ernsten Gesängen", die vermöge ihrer lapidaren Tonsprache, ihres in wenigen Zügen eine Welt tiefsten religiösen Empfindens umspannenden Gehalts ebenfalls unter die ersten Schöpfungen auf diesem Gebiete gezählt werden müssen.

Auch Hugo Wolf durchmißt in seinen geistlichen Liedern eine ganze Skala subjektiv religiöser Empfindungen vom schlicht-innigen Gebetston bis zur leidenschaftlichen, schmerzdurchwühlten Selbstanklage. Enthalten sind diese Gesänge teils in den Mörikeliedern, teils im Spanischen Liederbuch; entsprechend der Verschiedenheit des Empfindens in beiden Dichterwerken trennen sich auch Wolfs Kompositionen in diese beiden Gruppen. Da diese Lieder nur äußerst selten an die Oeffentlichkeit gelangen, so hat gewiß auch der größte Teil meiner Leser ihre Bekanntschaft noch nicht gemacht. Man gestatte mir daher einen Versuch zur Einführung in diese Gefühlswelt. Eine Anschaffung und eingehende Beschäftigung mit den Liedern wird sich für jeden modern-musikalisch gebildeten Menschen unbedingt lohnen. Wir machen einen Rundgang, indem wir von den formal wie inhaltlich einfacheren Stücken zu den differenzierteren, schwerer zugänglichen Gesängen fortschreiten.*)

Wir beginnen mit den Mörikeliedern und betrachten als erstes das „Gebet": „Herr, schicke was Du willt." Der einfach innige Gefühlsausdruck, die musikalisch-eingängige Tonsprache wird schnell das Ihrige zum Verständnis und damit zum Liebgewinnen dieses Liedes thun. Niemand wird sich lange dem Eindruck entziehen können, den besonders die zart-sinnige, treffende Wiedergabe der Schlußworte „doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden" macht. Das Lied „Zum neuen Jahre" gehört in dieselbe Kategorie. In beiden Liedern spricht sich kindlich-schlichte Frömmigkeit in warmen Herzenstönen aus. Ueber fromme, teils durch Bildwerke angeregte Betrachtungen führt der Weg zu dem Liede „In der Frühe", das als ein typisches Beispiel Wolfscher Schaffensart einen Augenblick zum Verweilen nötigt. Der Eindruck des Verworrenen, Unnatürlichen, den diese Komposition beim ersten Anblick hervorruft, wird sich bald verlieren, wenn man sich seinen musikalischen Aufbau Hand in Hand mit dem Fortschreiten des dichterischen Gedankens klar macht. Die herben, mehr deklamatorischen Accente des Anfangs wird man aus der düster-ungewissen Stimmung des Gedichts verstehen, besonders aber, wenn im zweiten Teil der helle Morgen in breiten Tönen ergreifenden Trostes hereinstrahlt. So schwierig anfangs das Eindringen in die Komposition scheint (man spiele zuerst nur die aus einem kurzen Motiv gewobene Begleitung), so groß ist der Genuß, wenn man die Plastik des Gegensatzes, die Intensität der Stimmung, die hier mit den einfachsten Mitteln in einer völlig neuen Ausdrucksweise erreicht wird, einmal ganz in sich aufgenommen hat. Von hier aus ist es nicht mehr schwer, dies Verständnis der übrigen Gesänge zu gewinnen. Die „Charwoche", wenn auch dem Stoff nach nicht völlig hierher gehörig, fesselt durch die innige Verschmelzung von Naturgefühl und religiösem Empfinden und erinnert dadurch lebhaft an den Charfreitagszauber in Wagners „Parsifal". Dieselbe Verwandtschaft zeigt das groß-angelegte Stück „Wo find ich Trost", worin wir sogar einem Parsifalmotiv (dem sogenannten Speermotiv) begegnen. Einen mystisch-grüblerischen Zug trägt das Lied „Neue Liebe", das ebenfalls in großem Zuge entworfen, leider durch die orchestrale Anlage des Klavierparts in der vollen Wirkung beeinträchtigt wird.

Haben wir in all den bisher genannten Gesängen den Ausdruck eines mehr dem protestantischen Geiste zuneigenden, in unvermitteltem Verkehr mit seinem Gotte stehenden Herzens kennen gelernt, so führt das letzte Stück der Mörikesammlung „Seufzer" in die mehr dem katholischen Empfinden entsprechende Gefühlswelt des Spanischen Liederbuchs hinüber. Hier steigt die Tonsprache bisweilen zu schneidender Schärfe auf, die zuerst hart und ungewohnt anmutet, bei näherer Bekanntschaft aber doch durch die ihr innewohnende Kraft und Tiefe des Ausdrucks gefangen nimmt. Niemals hat die innerliche Zerrissenheit, die bis zur Verzweiflung aufsteigende Zerknirschung des reuegequälten Herzens musikalisch eine so knappe, innerlich wahre Wiedergabe erfahren.

Auch die zehn geistlichen Lieder des Spanischen Liederbuchs zeigen eine ähnliche Skala der Empfindungen, wie wir sie an den Mörikeliedern beobachteten. Zuerst schlichte Frömmigkeit in Nr. 5 („Führ mich, Kind, nach Betlehem") und Nr. 6 („Ach des Knaben Augen"), von denen besonders das erste durch seine musikalische Schönheit und feine Struktur bald ins Ohr und von da ins Innere dringt. Sodann finden sich mehr objektive Stimmungsmalereien, hier Joseph und Maria in den Mund gelegt (Nr. 3 und 4); das Lied Marias „Die ihr schwebet um diese Palmen" wird sich bald Freunde erwerben — und endlich tiefleidenschaftliche, ins Mystische hinüberspielende Poesien, die sich hier bis zum ekstatischen Ausdruck einer asketischen Selbstpeinigung steigern und auch musikalisch bis hart an die Grenze des Möglichen gehen. Als Beispiel hierfür nehme man Nr. 2 („Die du Gott gebarst"), mit allen seinen Härten und Ecken ein erschütterndes Beispiel dieser modernen religiösen Stimmungslyrik, während Nr. 1 („Nun bist Du mein") wohl schon über die Grenzen hinausgeht, die für eine Möglichkeit der gesanglichen Darstellung sowohl wie auch des Genusses dem Liede gesteckt sind. Als Krone der ganzen Sammlung sei aber noch Nr. 8 („Ach, wie lang die Seele schlummert") namhaft gemacht, ein, wie oft bei Wolf (vergl. „In der Frühe") aus einem ganz kurzen Motiv heraus entwickeltes Stück von überwältigender Kraft und Neuheit des Ausdrucks. Auch hier stoße man sich nicht an Einzelheiten, die zuerst stutzig machen, sondern bemühe sich, die mit der motivischen Arbeit des Klaviers verschlungenen Linien des Gesanges in ihrer grandiosen Ausdruckskraft zu erfassen. Zuerst wird sich jedenfalls die Stelle „Doch nun ihrer Sehnsucht Licht blendend ihr ins Auge bricht" dem Ohre und Gefühle erschließen, eine Stelle, die wie kaum eine andere bei Wolf die völlig neue, unlöslich festgeschlossene Vereinigung von Wort und Ton, von dichterischer Idee und musikalischem Ausdruck zeigt. Von da aus wird sich dann für jeden der Sache ernst entgegenkommenden Menschen nach und nach Licht über die ganze herrliche Komposition verbreiten.

Freilich — leicht werden diese Werke größtenteils nicht gewonnen, und es ist sehr wohl begreiflich, wenn ungeduldige Seelen sich schnell zu einem verdammenden Urteile hinreißen lassen. Den Andern, den Geduldigen, stehen aber, wenn sie Wolf mit gutem Willen, ohne Vorurteil und schließlich mit einigem Verständnis und Geschmack an moderner Musik entgegentreten, reiche Offenbarungen und eine Fülle reiner Genüsse bevor. Giebt es doch auch genug bequeme Eingänge in dies neue Land (man höre nur die häufiger gesungenen der Mörikelieder), die uns den Weg durch das vielleicht rauhe und zerklüftete, immer aber großartige und überraschende Gebiet erleichtern. Möchte auch in den weiteren Kreisen der musikalisch gebildeten Laien sich bald die Erkenntnis Bahn brechen, daß wir in Hugo Wolf einen unserer größten und vielseitigsten Lyriker besitzen, der dem Liederschatz unserer großen Meister neue Reichtümer zugeführt, dem deutschen Liede fruchtbringende Bahnen gewiesen, der Frömmigkeit ungeahnte musikalische Ausdrucksweisen erschaffen hat.

Gustav von Lüpke

---

*) Die Stücke finden sich in Heft 5 und 6 der Mörikelieder bei K. Ferd. Heckel, Mannheim, 2,25 u. 2,75 Mk., ferner im Spanischen Liederbuch Heft 1 u. 2 ebenda je 2,75 Mk. Die ganzen Bände kosten je 15 Mk.

Verschiedenes

Ein Weg zum Fortschritt der Theologie. Das jüngst erschienene Buch von Bousset: „Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter" (Berlin, Reuther und Reichard 1903. XIV,

512 S. 10 Mk.) wird von Vielen als ein lang ersehntes und unbedingt notwendiges Hilfsmittel zum Verständnis des Neuen Testamentes, als ein sicheres Anzeichen des Fortschritts der Theologie mit großer Freude begrüßt worden sein. Und mit vollem Recht. Doch weist Bousset selbst auf eine Schranke seines Buches hin, die Alle, die sich für einen sicheren Fortschritt der Theologie interessieren, dazu antreiben muß, Hand anzulegen, um diese Schranke zu beseitigen und diese Lücke der Theologie auszufüllen: S. 41 f. sagt Bousset: „Eine unerschöpfliche Fundgrube älteren — d. h. aus der neutestamentlichen Zeit stammenden — Materials, das leider noch nicht systematisch bearbeitet ist, wohl auch in absehbarer Zeit nicht bearbeitet werden wird, ist die gesamte spätere jüdische Litteratur. Sie hat mit unglaublicher Zähigkeit an ihren alten Traditionen festgehalten, noch in mittelalterlichen Schriften eingesprengt und eingebettet liegt hier ältestes Material." Soll es bei diesem „leider" und „wohl in absehbarer Zeit nicht" bleiben? Die Gelegenheit und Möglichkeit ist da, eine systematische und zuverlässige Bearbeitung der jüdischen Litteratur in Angriff zu nehmen. Sie braucht nur von recht Vielen benutzt zu werden, dann läßt sich „in absehbarer Zeit" Vieles erreichen. Diese Gelegenheit ist folgende:

Professor Franz Delitzsch hat im Jahre 1886 das Institutum Judaicum in Leipzig aufs Neue ins Leben gerufen. Diese Anstalt soll der Ausbildung von Judenmissionaren dienen, außerdem aber nach dem Worte des Gründers: „eine wahrheitsgemäße Kenntnis des Christentums unter den Juden und des Judentums unter den Christen" verbreiten. Delitzsch hat zwei Lehrer angestellt, einen zum Christentum übergetretenen Juden, der die rabbinische Gelehrsamkeit in seltenem Maße beherrscht, besonders die Kabbala, und einen vorurteilsfreien, vor allem philologisch gründlich geschulten Juden, Herrn Kahan, der in den Kreisen der Gelehrten, z. B. durch seine Rezensionen in der Theologischen Litteraturzeitung, bekannt und anerkannt ist. Unentgeltlich bieten diese Beiden jedem Theologen ihre reichen rabbinischen Kenntnisse dar. Man braucht sie nur für die Theologie nutzbar zu machen.

Eine „systematische Bearbeitung der jüdischen Litteratur" kann also, je größer die Anzahl derer ist, die sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um so mehr „in absehbarer Zeit" geschehen. Es ist für einen Christen, der nicht von Jugend auf Hebraica und Talmudica getrieben hat, schwer, ohne Mithilfe eines Juden in diese Dinge einzudringen. Nimmt man nun die Hilfe eines Juden in Anspruch, so gelingt es wiederum nur sehr schwer, eine geeignete Persönlichkeit zu finden; denn meist sind die Juden selber nicht philologisch genug geschult, um unsereinem ihre Litteratur genau und in verständlicher Weise erklären zu können, oder aber ihre ganze Denk- und Geistesart ist so verschieden von der unsrigen, daß dieser Versuch, mit Hilfe eines Juden rabbinische Studien zu treiben, in den meisten Fällen völlig scheitert. So ist es ein großes Verdienst, das sich Franz Delitzsch durch die Gründung des Institutum Judaicum Delitzschianum erworben hat. Lassen die Theologen diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, wer weiß, ob sie dann je das Versäumte werden nachholen können! Der eine der beiden Lehrer ist schon über 70 Jahre alt, der andere kränklich. Es ist jetzt eine Zeit der „Gelegenheiten" für die Theologie. Möchte auch diese unwiderbringliche Gelegenheit nicht versäumt werden! Theologen aller Richtungen — ich brauche nur die Namen: Schlatter, Dalman, Strack und Bousset, Heinrich und Oskar Holtzmann, Gunkel, Baldensperger, Schürer zu nennen — sind einig in der Forderung: „systematische Bearbeitung der jüdischen Litteratur". Soll es bei der bloßen Forderung bleiben? Jede nähere Auskunft über das Institutum Judaicum giebt gern:

Lic. Paul Fiebig in Leipzig, Bauhofstraße 6, III.

Eine sehr wertvolle Melanchthon-Biographie hat uns Georg Ellinger geschenkt: Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild.*) Unsern Lesern, die sich für die Reformationsgeschichte interessieren und Zeit und Geduld zu ausführlicher Lektüre haben, sei sie warm empfohlen. Das Melanchthon-Jubiläum des Jahres 1897 hat uns wohl eine Flut von Reden und Abhandlungen über Melanchthon gebracht, aber die so sehr erwünschte Biographie Melanchthons blieb aus. Erwünscht, denn das „Leben Melanchthons", das bisher als wissenschaftlich brauchbarstes Buch gelten mußte, war 1861 erschienen, aus der Feder des Straßburger Professors Karl Schmidt. So trefflich dies Buch für seine Zeit war, uns konnte es nicht mehr genügen. Die eifrigen Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte, die das letzte Menschenalter gezeitigt hat, sind mehr oder weniger auch von Einfluß auf unsere Kenntnis Melanchthons geworden. Ellinger hat endlich ein Werk geschaffen, das Schmidts Werk ablöst und uns Melanchthon, sein Leben und seine Wirksamkeit so zeichnet, wie es unserer jetzigen wissenschaftlichen Kenntnis entspricht. Ellinger hat sich an der Einzelforschung der Reformationszeit bisher nicht beteiligt, und auch dieses umfangreiche Werk beruht zwar auf völlig selbständiger Erfassung des Gegenstandes, aber nicht auf neuen selbständigen Einzelforschungen. Es ist eine höchst sorgfältige, wohlerwogene und zuverlässige Darstellung vor allem der Persönlichkeit Melanchthons. War der vergangenen Generation Melanchthon vorwiegend der Typus der Milde, so sehen wir heute an dem zarten Gelehrten doch auch manchen Zug, der zur Milde wenig paßt: eine gewisse Reizbarkeit, und was als Milde erscheint, entpuppt sich uns mehrfach als eine gewisse Hinterhaltigkeit. „Denn der gerade und offene Sinn, der unmittelbar auf das Ziel losgeht und die krummen Nebenwege ebenso wie die kleinlichen Hilfsmittel der Diplomatenschlauheit verschmäht, fehlte ihm. So ohne jedes Falsch er im Privatleben war, in seiner öffentlichen Thätigkeit ist er von Unaufrichtigkeit nicht ganz freizusprechen, wobei sich allerdings nicht überall erkennen läßt, ob sie bewußt auftrat oder ob sie auf Selbsttäuschung beruhte" (S. 245). Dieser wenig erfreuliche Zug stellt sich leicht bei Denen ein, die Aufgaben gegenübergestellt sind, denen sie sich nicht gewachsen fühlen. Ueberall aber leuchtet an Melanchthon seine völlige Selbstlosigkeit hervor: nie war es ihm um seine Person, sondern immer nur um die große Sache zu thun. Als ein Mangel dieser fleißigen Arbeit ist es mir erschienen, daß das Gewicht des Einflusses, den Erasmus auf Melanchthon gehabt hat, etwas unterschätzt ist. Gewiß ist es in Ansatz gebracht, aber, wie mir scheint, nicht genügend. Das ist mir namentlich bei der Darstellung des Augsburger Reichstags von 1530 aufgefallen. Gerade damals brach in Melanchthon die nie überwundene Hinneigung zu Erasmus mächtig durch. Mit Recht sagt Karl Müller im neuesten Band seiner vortrefflichen Kirchengeschichte, als er Melanchthons Haltung in Augsburg schildert: „ . . . und nun hatten seine natürliche Zaghaftigkeit wie seine erasmischen Erinnerungen freien Lauf" (S. 372). Ellinger aber erwähnt in diesem Zusammenhang Erasmus überhaupt nicht und sagt Nichts davon, daß sich Melanchthon damals in mehreren Briefen an Erasmus gewendet hat mit der dringenden Bitte, selbst nach Augsburg zu kommen und beim Kaiser zu vermitteln. Mir will immer die ganze Haltung Melanchthons, nicht bloß in Augsburg, sondern überhaupt, solange ein Rätsel erscheinen, als man nicht den Einfluß des großen Humanistenfürsten mit einem starken Prozentsatz im Geistesleben Melanchthons in Ansatz bringt. Davon hängt auch nicht zum wenigsten die richtige Auffassung des Verhältnisses zu Luther ab. Was dies Letztere betrifft, so scheint mir zu wenig betont, wieviel doch Luther an Melanchthon zu tragen hatte. Doch solche kleine Ausstellungen mindern den Wert der verdienstlichen Arbeit keineswegs, für die wir dem Verfasser lebhaften Dank schulden.

Drews

* Berlin, R. Gaertner 1902. 624 S. 14 Mk.

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren. Von H. Dalton. Berlin, Warneck 1903. 482 S. 6, gebunden 7 Mk.

Daniel Ernst Jablonski, ein Enkel des berühmten Brüderbischofs und Pädagogen Comenius, hat ein halbes Jahrhundert, 1691 bis 1741, erst in Königsberg, dann in Berlin das Amt eines preußischen Hofpredigers bekleidet und war die eigentliche Seele der in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wirksamen Bestrebungen, die gegenüber den bedrohlichen Erfolgen der Gegenreformation zur Stärkung der evangelischen Macht die getrennten protestantischen Richtungen einigen und zum Schutz der bedrängten Brüder (zumal in Polen, Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen) die verschiedenen evangelischen Lande zusammenschließen wollten. Diese lange Zeit nicht genug beachtete kirchengeschichtlich bedeutsame Persönlichkeit hat jetzt nach einigen Vorarbeiten von Kleinert und dem Dorpater Kvacala durch H. Dalton eine ebenso umfassende und eingehende wie feinsinnige Darstellung erfahren, die dem jetzigen Oberhof- und Domprediger D. Dryander gewidmet ist. Das sehr zerstreute Material ist mit großer Sorgfalt aus den verschiedensten Archiven und Bibliotheken wie Berlin, London, Posen, Lissa gesammelt und zu einem einheitlichen, klaren und anschaulichen Bilde verarbeitet worden, unverkennbar das reife Werk eines Mannes, der seit Jahrzehnten in der Kirchengeschichte des Ostens gearbeitet hat. Ein gutes Stück sowohl des kirchlichen als des staatlichen Lebens jener Zeit zieht mit dem Hofprediger an uns vorüber, der wie kaum einer seines Zeichens nach ihm eingreifen durfte in die Politik unseres Vaterlandes. Vielfach legt sich dabei der Vergleich mit der Gegenwart nahe, und Dalton geht ihm gern nach, ohne dabei über die eigene Stellung — im Sinne der Positiven Union — Zweifel zu lassen. So ist das — besonders auch in den Anmerkungen — eine staunenswerte Fülle an wissenschaftlichem Material enthaltende Buch bei leicht lesbarem Stil eine fesselnde Lektüre für Alle, die sich für die Vergangenheit und Entwicklung unserer evangelischen Kirche interessieren. Die überall hervortretende warme Liebe des Verfassers zur Kirche der Reformation thut wohl und erklärt manche sich wiederholende Deutungen und Betrachtungen, mit denen vielleicht besser etwas mehr gespart worden wäre.

Nach drei Seiten hat das gezeichnete Lebensbild für unsere Zeit besonderes Interesse. Einmal, wie auch im Vorwort hervorgehoben ist, als Beitrag zu der befremdlicher Weise immer noch ausstehenden Kirchengeschichte Berlins und insonderheit seiner Domgemeinde. Sodann ist es in unserer heutigen Sorge um die Ostmarken unsres Vaterlandes doppelt wichtig und wertvoll, die Gestalt eines Mannes zu betrachten, der gleichsam Slave und Deutscher in einer Person war, der Polen sein Vaterland und den König von Preußen seinen Herrn nannte, der polnischer Muttersprache war, aber immer fester im deutschen Boden einwurzelte und doch wieder rastlos bis an sein Lebensende als ein Streiter des Evangeliums und der Gewissensfreiheit für seine slavische Heimat thätig war. Schließlich stellt der Hofprediger, der Hand in Hand mit Leibniz die Akademie der Wissenschaften in Berlin ins Leben gerufen und sie auch in der schwersten, trübsten Zeit, die sie unter Friedrich Wilhelm I. erlebte, ein würdiger Enkel des Comenius, aufrecht erhalten hat, in sich die lebendige Einheit von Glauben und Wissen, von Gottesfurcht und Bildungstrieb dar, nach welcher unsere Zeit so tief verlangt. Keine schöpferisch große, ur-

sprüngliche Persönlichkeit, aber eine anima candida von unerschütterlicher Treue im Großen und im Kleinen, ist Jablonski so recht ein lebendiger Beweis des Apostelwortes: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi!" — Bickerich

Kleine Mitteilungen. Unser Bericht über den Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus in Bremen mußte leider noch zurückgestellt werden. —

Aus Finland erhalten wir die Nachricht, daß das „Centralundsättningskomité" in Helsingfors nicht aufgelöst worden ist. Die Nachricht aus dem russischen „Regierungsboten" (Nr. 16 Sp. 382) bezog sich nur auf ein beim finländischen Staatssekretariat in St. Petersburg eingerichtetes amtliches Comité zur Entgegennahme von Gaben aus Rußland. Die Verteilung unserer Gaben wird also hierdurch in keiner Weise betroffen, und die finländische private Organisation zur Linderung der Hungersnot kann ohne jedes Hindernis ihre Wirksamkeit ausüben. —

Dem Reichsboten haben wir in Nr. 17 die Frage vorgelegt, wann und wo wir denn — nach seiner Aussage — selbst eingestanden hätten, daß das Band zwischen uns und der Kirche zerrissen sei? Er antwortet darauf in Nr. 96 mit einem Hinweis auf den Artikel „Modalismus" in unsrer Nr. 12 und zitiert die Sätze: „Es ist freilich schade, daß diese alte Gottesvorstellung mit ihrer lebendigen Frömmigkeit für immer dahin ist. Wir werden nie wieder zu ihr zurückkehren, denn die Naivität, die dazu gehört, läßt sich nicht schaffen." Jeder Leser des Reichsboten muß denken, diese Worte seien wörtlich bei uns zu finden. Das ist aber gar nicht der Fall. Sie besagen Nichts weiter, als was der Reichsbote sich willkürlich aus dem ganzen Reichtum jenes Artikels herausgenommen hat! Aber selbst wenn es sich um ein getreues Zitat aus unsern Spalten handelt, wäre denn das eine Antwort auf unsre Frage? Wo in aller Welt enthalten die Sätze ein Zugeständnis unserseits, daß das Band zwischen uns und der Kirche zerrissen sei? Daß Richter einen Unschuldigen verurteilen, kommt leider vor und wird immer vorkommen in dieser fehlenden Menschenwelt; aber daß sie von einem Angeklagten aus freier Erfindung erklären, er habe das Verbrechen selbst eingestanden — so Etwas dürfte in der weltlichen Justiz unmöglich sein, das blieb den Gerichten vorbehalten, die in den Redaktionsstuben unsrer Kirchenzeitungen etabliert sind. Aber wir lehnen diese Richter ab. Und ob es dem Reichsboten gefällt oder nicht: wir bleiben in der Kirche.

Unsre Leser brauchen nicht zu fürchten, daß wir uns weiter mit diesem Zeitungs-Kleinkrieg aufhalten werden. Man kann ja schließlich nicht Alles ignorieren, was eine mißgünstige Presse einem nachredet; aber mit Leuten, die in ihrer heiligen Einfalt nicht einmal mehr wissen, wozu die Anführungszeichen gewachsen sind, ist wirklich nicht zu streiten. Uns stehen die Sachen, um die in unsrer Zeit gearbeitet und gekämpft wird, riesengroß vor der Seele. Wir wissen auch Gott sei Dank!, daß es unsern kirchlichen Gegnern letztlich gleichfalls um diese Sachen zu thun ist. Aber wie schwer machen sie es einem durch ihre Manieren, sich das immer gegenwärtig zu halten? Sie gefährden durch ihre Publizistik fortwährend die Ehrfurcht vor dem kirchlichen Christentum, die wir haben; wir müssen uns immer wieder vor ihnen in die Vergangenheit retten, um uns dort das Verständnis für die Ideale, die sie vertreten, zu stärken. Könnte das nicht besser sein? Wenn es die schlichte Anerkennung von Thatsachen gilt, haben wir wahrhaftig lieber mit der Ethischen Kultur als mit gewissen kirchlichen Blättern zu thun. Der Reichsbote wird das sofort wieder als ein „Geständnis" vermerken, wodurch wir „das Band mit der Kirche zerrissen" haben. Wir könnens nicht hindern. Aber was wir können, ist dies, daß wir ihn und seines Gleichen jetzt wieder eine Zeit lang schreiben lassen, was sie Lust haben. —

Von D. Frieder müssen wir doch noch Etwas erzählen. Wir wollten, wie in Nr. 16 gesagt ist, mit unserm Artikel in Nr. 14 „denen, die es angeht, zu Gemüte führen, daß diese vertrauliche Beratung jetzt hätte stattfinden müssen, und daß diese Rede hätte gehalten werden müssen, wenn man verstanden hätte, was die Zeit fordert." Nicht schlecht antwortet der Reichsbote: „Schon daraus*), daß Herr Rade selbst die Rede fingieren muß, weil kein Andrer sie hält, sollte ihm zeigen*), daß er sich in der Beurteilung der Lage in großem Irrtum befindet." Zum Glück beweist aber doch die Thatsache, daß erfreut oder bestürzt sehr Viele unsre Fiktion für Wirklichkeit gehalten haben, wie weithin man heute eine solche Versammlung kirchlicher Männer und eine solche Programmrede eines deutschen Generalsuperintendenten für durchaus möglich hält. Dies ist ein ganz unerwarteter Ertrag unsres Wagnisses. Denn daß selbst eine Zeitung wie die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung (Nr. 15) mit einem Artikel schwersten Kalibers gegen D. Frieder zu Felde ziehn würde, das allerdings hätten wir uns nicht träumen lassen. Da loben wir uns den Baseler Kirchenfreund. Er erzählt erst den niedlichen Aprilscherz der Baseler Nachrichten, die von der Entdeckung wirklicher Affenmenschen auf Java berichtet haben, Asch-Perrizl genannt: sehr scheu, gutmütig und friedliebend, unter einander überaus zärtlich. Versetzt man die Buchstaben ihres Namens, so hat man den Witz der Geschichte. Der Kirchenfreund war durch diesen Scherz der Baseler Nachrichten gegen jede Verkennung D. Frieders und seiner Genossen gefeit! „Uns haben", so schreibt er, „jene lichtscheuen Kirchenmänner in Berlin mit ihrer rührenden Friedfertigkeit und naiven Zärtlichkeit so lebhaft an jene javanischen Asch-Perrizl erinnert, daß wir keinen Augenblick anstehen konnten, sie derselben Wesenklasse zuzuteilen." — Dafür haben wir von Herzen den Humor. Aber Ernst bleibts uns darum doch mit dem, was Herr Generalsuperintendent D. Frieder gesagt hat.

*) An dem verunglückten Satzbau darf man nicht hängen bleiben.

Noch Eins zur Erheiterung unsrer Leser. Im „Korrespondenzblatt" einer badischen Konferenz stehn Dinge zu lesen, die uns von der Christlichen Welt nahe angehn. Die „Reformation" des Herrn Stoecker verbreitet die Sätze (in Nr. 17), sonst wären sie nicht bis zu uns gekommen. Also man höre: „Bülow [d. i. der deutsche Reichskanzler!] hat den Freunden der Christlichen Welt [das sind wir!] zu viel Dienste gethan, daß man [das sind wir!] sich ihm nicht verpflichtet fühlte. Die Haltung der Christlichen Welt in der Katholikenfrage stimmt genau zu der Aufgabe, welche der Reichskanzler der evangelischen Kirche giebt. . . . Eine bewußte Zielhaftigkeit liegt vor [nämlich bei uns]. Die Affäre Delitzsch hat dies Ziel und eine Anzahl [wie viele?] Fäden offenbar gemacht. Die Christliche Welt kann nachgerade mit Recht als ein offiziöses Blatt Bülows bezeichnet werden. Danach ist der Wert ihrer kirchenpolitischen Aeußerungen einzuschätzen." Nicht wahr, das Vergnügen konnten wir doch unsern Lesern nicht vorenthalten? Der Spaß hat aber doch auch seine traurige Kehrseite. Welch eine wahnsinnige Angst vor der — Hoftheologie spricht aus diesen Sätzen! Welche innere Unsicherheit offenbart sich! Denn sonst könnte man nicht so fehlgreifen. Diese Leute in ihrer blassen Gespensterfurcht halten Alles für möglich. R

Quittung

Für die Hungersnot in Finland (vgl. Nr. 16): 100 Mk. von K, Hamburg; 50 von B, Mtodasko; 20 von J H F; 17 von K N, Semmering; 6 von H, Marburg; je 5 von M F, Freudenstadt; G, Salza; E u. J M, Conradswaldau; H, Gotha; O in F; 4,30 aus Elbing; je 4 von U, Nieder-Saulheim; M, Mylau; 3,40 von Sch, Wissek; 3 von R Sch, Leipzig; 2,50 von E M u. F B, Hildesheim.

Für das notwendige Liebeswerk: je 50 Mk. von F, Bensheim; Sch, Gandersheim; 10 von F S, Ludwigslust; je 5 aus der Gemeinde Lünen; von A N, Herford; F, Elbing; N, Bergebersbach; 1 von H R, St. Johann.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier, Alten bei Dessau ein: 101 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Dresden; 50 von K, Hamburg; 20 von B, Shanghai; 11 von den Freunden der Christlichen Welt in Cöthen; je 10 von M, Niederbobritzsch; St, Belgard; W, Biendorf; 5 von T, Heidelberg; je 3 von P, Dessau; Sch, Wedlitz; H, Drosa; H, Wörbzig.

Für Armenien: 10 Mk. von F S, Ludwigslust.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 8 Mk. von P, Gonzenheim; 5 von F S, Ludwigslust; 4 von E. Schönbach.

Für die evangelische Kirche in Turn: 5 Mk. von F S, Ludwigslust.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 26 Mk. von K, Bretzenheim; 10 aus der Gemeinde E, E.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 10 Mk. aus der Gemeinde E, E.

Für das Schleiermacherdenkmal: 5,60 Mk. von H N, Zürich.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 12. Mai 5 Uhr Rosenau: Was verstehen wir unter Offenbarung?

Gotha. Dienstag 12. Mai 4 Uhr im Schützen: Die Grundlagen unsrer Naturerkenntnis.

Leipzig. Donnerstag 14. Mai 8 Uhr Kitzing u. Helbig: Der Einfluß babylonischer Kultur auf Israel und das Alte Testament (Prof. D. Guthe).

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Die heurige Tagung wird gemäß der Verabredung in Straßburg im Zusammenhang mit dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt in der Pfingstwoche am 5. Juni morgens 9 Uhr in Heppenheim an der Bergstraße (im Halben Mond) statt finden. — Gegenstand der Verhandlung:

„Der Begriff der Bekehrung im Licht der Bibel, der Kirchengeschichte und der Forderungen des heutigen

Lebens." Referent: Pfarrer Johannes Herzog von Gerlingen, Württemberg. Eröffnung der Diskussion durch Professor D. Gottschick.

Das Komitee:

Für Baden: Prof. D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer Dr. **Christlieb** in Freistett.
Für Elsaß: Prof. D. **Smend** und Pfarrer **Hering** in Straßburg.
Für Hessen: Prof. D. **Drews** in Gießen und Pfarrer **Storck** in Ueberau.
Für die Schweiz: Prof. D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch a. Irchel.
Für Württemberg: Prof. D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Am 4. Juni Abends in Heppenheim vertrauliches Zusammensein.
Näheres über Zugverbindungen usw. in einer der nächsten Nummer.

Evangelisch-sozialer Kongreß in Darmstadt

Dienstag, den 2. Juni: Abends 8 Uhr Zwangloses Beisammensein.

Mittwoch, den 3. Juni: Vorm. 9 Uhr Eröffnungsrede des Vorsitzenden. Begrüßungen. — Verhandlungen über: Die sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart. Referent: Professor D. Wilhelm Herrmann in Marburg. — Nachmittags 3 Uhr Verhandlungen über: Das soziale und ethische Moment in Licenzen und Steuern. Referent: Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Adolf Wagner in Berlin. — Abends 8½ Uhr Evangelische Volksversammlung.

Donnerstag den 4. Juni: Vorm. 9 Uhr Jahresbericht des Generalsekretärs. — Verhandlungen über: Die Reform des deutschen Strafrechts im Lichte evangelischer Sozialpolitik. Referent: Geheimer Justizrat Professor D. Dr. Wilhelm Kahl in Berlin. — Nachmittags 3 Uhr Spezialkonferenz: Welches ist das Ziel der höheren Mädchenschule? Referentin Oberlehrerin Fräulein Laura Herrmann in Berlin.

Das Generalsekretariat (Rummelsburg bei Berlin, Pastor Lic. Schneemelcher) ist zu jeder Auskunft bereit.

Das Aktionskomitee

Gesucht auf sogleich eine **junge Dame** zur Miterziehung eines 12 jährigen Knaben und zur Hülfe der Hausfrau.
Frau Oberamtmann Thiele Salzdahlum, bei Braunschweig

Theologe mit erstem Examen wünscht Juni bis September Landaufenthalt, wenn möglich Gebirgsgegend. Als Entgelt einige Stunden Unterricht oder Predigtvertretung. Unter **E. N.** an die Exp. des Bl.

„Haucks Real-Encyklopädie, 3. Aufl. Bd. 1—12 mit Uebernahme des Abonnements für 100 Mk. zu verkaufen. Porto halb und halb. Angebote an die Redaktion."

Das Buch:
Muir: Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien
hat, indem es uns einen Blick in die Seelenbewegung der sich bekehrenden Muhammedaner, der Märtyrer und auch der Feinde thun läßt, große heilige Werbekraft.
Studierstube
Preis 1.50 Mk.
Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

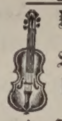
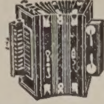
Um Schreibarbeit, auch gelehrte Manuskripte bittet **J. G. Fontaine** Marburg, Markt 14.
Güte der Handschrift usw. bezeugt d. H. d. Bl.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst
62. Jahrgang 1903
Wöchentlich ein Heft von 56 Seiten in Lexikonoktav
Vierteljährlich 6 Mark; das einzelne Heft 50 Pfg.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Inhalt der Nummer 16 vom 16. April 1903:
Deutschland vor der Reichstagswahl — Bewusstes und unbewusstes Streben im staatlichen Leben des Reichslandes — Das englische Rechtswesen. Von Hugo Bartels — Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust am 19. März 1813. Von Gustav Buchholz — Im Lazarett — Feuer! Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. (Fortsetzung) — Massgebliches und Unmassgebliches: Vom neuesten Thurmbau zu Babel; Die Polennot im deutschen Reich; Schlechte politische Sitten — Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel: Die deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften; Die Bagdadbahn; Die Hypothekenbewegung in den ländlichen Bezirken Preussens; Schutz der Arbeitswilligen.

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf
I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.**AlfredSmith**

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227
Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste
über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz
liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,
laufende Woche 123 Pfennig
Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Chronik der Christlichen Welt
13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1658
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 15. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen (vom 1. Januar bis 31. März 1903) 2 — Verschiedenes: Babel und Bibel; Vermischte Nachrichten (Kampf um ein ehrliches Begräbnis; Wie der Rbote berichtigt; Weinels Auftreten in Solingen; Konsistorialbescheide über Harnacks Wesen des Christentums; Evangelische Kapelle in Barcelona).
Nr. 16. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preußische Landtagsverhandlungen über den Kultusetat 1; Aus Braunschweig — Evangelisch eim Auslande: Halbjahrsübersicht über die kirchlichen Ereignisse in der Westschweiz; Der Protestantismus in Ungarn im Jahre 1902; Aus Norwegen — Verschiedenes: Die Schweiz und die Aufnahme der katholischen Orden; Vermischte Nachrichten (Aus andern Blättern; Jubiläum von Dorpat).
Nr. 17. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preußische Landtagsverhandlungen 2; Zur Professorenfrage — Römische Kirche: Zum Trierer Schulstreit.
Nr. 18. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Freie kirchlich-soziale Konferenz 1; Preußische Landtagsverhandlungen 3; Der Berliner Kirchenstreit; Fall Heyn; Vermischte Nachrichten (Der Kaiser und Harnack).

Aussendung eines Missionsarztes nach Kiautschau

Für unser Missionsfeld in Kiautschau suchen wir einen **zweiten Missionsarzt** von gründlicher medizinischer, namentlich auch klinischer Bildung, der von christlicher Gesinnung beseelt ist und ein warmes Herz für die Heidenmission besitzt. Sein Arbeitsfeld bilden hauptsächlich unsere Hospitäler in Tsingtau und Kaumi, deren Oberleitung sich in den Händen unseres ersten Missionsarztes befindet. Die Aussendung soll **möglichst bald** erfolgen, die Verpflichtung soll sich **zunächst** auf 5 Jahre erstrecken. Meldungen nebst Zeugnisabschriften und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden, **Berlin W. 8, Kronenstr. 70,** zu richten, der auch auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 30. April 1903.

Der Centralvorstand des Allg. ev.-prot. Missionsvereins
Pred. D. **Aug. Kind**

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Neue Bahnen

Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie

Von

O. Baumgarten

Professor der Theologie an der Universität Kiel

8. 1903. M. 1.20

„Was Baumgarten in diesem Buche zu sagen hat, muß in weiten Kreisen gehört werden, um das anerkennende Verständnis zu finden, das die neue Lehre in deren Erfüllung, das Wort in die Chat umsetzt. Von einem modernen Theologen verfaßt, sind die in „neue Bahnen“ leitenden Ausführungen nicht bloß für Theologen und akademisch gebildete Religionslehrer bestimmt, sondern vielleicht mehr noch für Lehrer und Lehrerinnen an Volksschulen und Seminaren, ja! wir gehen noch weiter: für alle, die an der Gemütserziehung des Kindes beteiligt sind, mithin für die Eltern, vor allem die Mütter, an die sich ein Abschnitt des Buches unmittelbar richtet. Die Gemeinverständlichkeit, mit der Baumgarten seine Unterrichtslehre vorträgt, hilft derselben ihrer weitreichenden Bestimmung gerecht zu werden. . . . .“

Kieler Zeitung. 26. März 1903

„Dieses soeben erschienene Buch des in letzter Zeit bekanntlich von orthodoxer Seite viel angefochtenen Kieler Professors Otto Baumgarten kommt uns kirchlich Liberalen Badens sehr gelegen. Denn indem es die ganze religiöse Unterweisung von der „Mutterschule“ bis zu den Vorträgen für Erwachsene in modernem Geiste vorführt, vertritt es fast durchweg solche Positionen, wie wir sie durch unseren Lehrbuchsentwurf und unsere Anträge bei den Synoden für unsere Landeskirche zu erreichen hoffen. Dabei ist es frisch und flott geschrieben und liest sich sehr gut. Wir empfehlen es nicht bloß den Theologen, sondern vor allem unseren Religionslehrern zu gründlichem Studium.

„Baumgarten ist ein geschworener Feind der herrschenden Praxis des Religionsunterrichtes und geißelt ihre Verkehrtheiten schonungslos. . . .“

Prof. D. H. Bassermann im Evangelisch-protest. Kirchenblatt 1903 Nr. 17/18

Bücher liefern u. kaufen: Angebote sofort. Katalog gratis. Krüger & Co Leipzig

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Soeben erschien:

Die Willensfreiheit

Eine neue Antwort auf eine alte Frage

von

Dr. Adolf Bolliger

Prof. an der Universität Basel

Geheftet Mark 2.40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Es ist ein Labsal, ein Werk wie

Eugène Casalis, Meine Erinnerungen

in heutiger Zeit zu lesen.

Der freie Christ

Preis 2.50 Mk. geb.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

D. Erich Haupt:

Einführung in das Verständnis der Briefe des Paulus an die Korinther

Erschienen in den „Deutsch-evangelischen Blättern“, 1903, Heft 1, 2, 3.

Preis des Heftes 1 Mk.

Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung von 3 Mk. vom Verlag direkt.

Soeben erschien:

Die Gemeindepflege

in der evangelisch-lutherischen Kirche

von

D. theol. Olof Holmström

Professor der praktischen Theologie an der Universität Lund

Autoris. Uebersetzung von Pastor **H. Stocks** in **Arnis**

Mit einem Vorwort von Prof. D. theol. E. Chr. Achelis-Marburg

324 S. gr. 8. Geh. 5.—, geb. 5.80

Herr Professor D. Achelis schreibt in seinem Vorwort: Das Werk Holmströms zeichnet sich aus durch den klaren Wirklichkeitssinn, der allen Ausführungen zu Grunde liegt. In der Einzelgemeinde sieht der Verfasser mit allem Recht die Hauptstätte, in der das Evangelium seine Kraft zu entfalten hat, von den Gemeinden und ihrer Erbauung ist das Gedeihen der Kirche abhängig. Die Gemeinde zu pflegen und mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen, ist die hohe Aufgabe. Die Mittel, die persönlichen und die institutionellen bestehen darin, daß mit dem, was die lutherische Kirche hat, voller Ernst gemacht, daß der Geist des Glaubens und der nimmer ermüdenden Liebe in Pastoren und Gemeindegliedern erweckt werde und alle verfügbaren persönlichen Kräfte der Gemeinde zum Dienst an der Gemeinde herangezogen und unter Leitung des Pastors zu fruchtbarer Tätigkeit organisiert werden. . . . . Das Werk Holmströms ist vorzüglich geeignet den Glaubensmut zu beleben, damit zur Besserung der religiösen, sittlichen und sozialen Verhältnisse auch niedrig stehender Gemeinden freudig Hand angelegt werde.

Ausführl. Inhaltsverzeichnis kostenlos

Gustav Schloeßmann, Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick)

Hamburg 1, Paulstraße 14—16

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte

Demnächst erscheint:

35) **Die Entstehung des Problemes**

Staat und Kirche

Eine dogmenhistorische Studie zum Verständnis der modernen Theologie

von

Lic. Dr. **W. Köhler**

Privatdozent an der Universität Giessen

8. **1903.** M. —.80

Unter der Presse:

Talmud und Theologie

36) Ein Vortrag

von

Lic. theol. **Paul Fiebig**

am Institutum Judaicum Delitzschianum in Leipzig

8. ca. M. —.40

Eine kurze, populäre Orientierung über die jüdische Litteratur darf als ein Bedürfnis für weitere Kreise, vor allem der Theologen bezeichnet werden. Der vorliegende Vortrag bringt zugleich Hinweise auf die wichtigere Litteratur und zeigt einen Weg, der zu sicherer Lösung der der Theologie hier noch harrenden Aufgaben in absehbarer Zeit führen wird.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin: Abonnementseinladung auf die Monatsschrift „Deutschland“